

Auf dem Weg in eine europäische Gesellschaft?

Begriffsproblematik und theoretische Perspektiven

„L'Europe est un objet politique non identifié.“
Jacques Delors

Nach einem halben Jahrhundert europäischer Integration kann man sich fragen, ob, wie und inwieweit eine „europäische Gesellschaft“ entstanden ist. Wie lässt sich dieser Begriff analytisch fassen? Was meint europäisch, was heißt Gesellschaft? Anhand der Folie von Einheit und Differenz werden die analytischen Möglichkeiten der Einheit (nationalstaatliches Modell, Vereinigte Staaten von Europa und Realität *sui generis*) und der Differenz (Europa im Vergleich zu anderen Weltregionen) durchgespielt. Die europäische Gesellschaft, so die These, markiert eine Realität *sui generis*, die weder mit dem alten nationalstaatlichen Modell noch nach dem Vorbild der Weltgesellschaft verstanden werden kann. Vielmehr zeichnet sie sich durch strukturierte Diversität als Leitprinzip, gemeinsame kulturelle und historische Traditionen, die Logik institutioneller Trennung und Differenzierung und eine gemeinsame institutionelle Infrastruktur aus. Die europäische Gesellschaft ruht nicht nur auf einer historischen Erfahrungs- und Schicksalsgemeinschaft auf, sondern kann als Wirtschafts-, Arbeits-, Bildungs-, Solidaritäts-, Rechts-, Religions- und Kulturgemeinschaft begriffen werden. Klammer und Motor ist die politische Gemeinschaft der Europäischen Union, die in Kooperation mit Nationalstaaten und Regionen einen veritablen Konvergenzdruck auf den europäischen Raum ausübt. Ihre natürliche Selbstverständlichkeit verweist auf die chamäleonartige Gestalt der europäischen Gesellschaft, halb latent, halb manifest, halb unsichtbar, halb sichtbar, halb empirisch erfahrbare und analytisch erfassbar, halb normativ erwünscht oder vehement abgelehnt.

1. Das ewige Werden Europas

Selten waren Jacques Delors Worte zutreffender als heute. Am Beginn des 21. Jahrhunderts, nachdem die Europäische Union auf 25 bzw. 27 Mitgliedstaaten und fast 457 Millionen Menschen (vgl. Europäische Kommission 2005) bzw. gut einer halben Milliarde angewachsen ist, erscheint Europa mehr denn je als ein zukunfts-offenes Projekt (vgl. Münch 1993; Wagner, G. 2005). Weder sein Umfang noch seine Gestalt stehen fest, geschweige denn die Konturen seiner Grenzen (vgl. Anderson/Bort 2001; Goddard/Llobera/Shore 1994; Kohler-Koch 1998; Zielonka 2004). Wie die Vereinigten Staaten von Amerika vor der Schließung ihrer Westgrenze, der „frontier“ im 19. Jahrhundert, so hält die weit und einladend geöffnete Ost- und Südgrenze für Europa nach dem Ende des Kalten

Krieges und des Ost-West-Gegensatzes eine verführerische Vision für den alten Kontinent im 21. Jahrhundert bereit. Während für die USA am Pazifischen Ozean definitiv Schluss war, gibt es kein Meer, das der europäischen Expansion Einhalt gebieten könnte. Wird Europa sich auf die ungefähren Grenzen seines Kontinents beschränken oder aber die seit dem antiken Mythos von Europa und Asien geltende Distinktion selbstbewusst überschreiten? Oder, technischer ausgedrückt, verbleibt die EU in den Grenzen eines europäischen Projektes oder greift sie weltpolitisch (vgl. Lepsius 2006) aus zugunsten eines „Eurasians“ oder „Eurabiens“? Geht es um ein demokratisches Projekt auf seinem Kontinent oder strebt die Europäische Union – *nolens, volens* – an, auf den Spuren des Römischen Reiches zu wandeln? Europa, Demokratie oder Imperium? (vgl. Guéhenno 1998; Münkler 2005)

Niemand weiß das zu sagen, weder die europäischen Eliten noch die Europafor-schung. Geht man von der gegenwärtigen Krise aus, in die sich die Europäische Union durch die rasche Aufnahme von zwölf osteuropäischen Ländern sehenden Auges begeben hat, während sie gleichzeitig Beitritts-verhandlungen mit der Türkei aufgenommen und einen Entwurf zu einer europäischen Verfassung vergeblich zur Abstimmung gestellt hat, so steht ein Moratorium zu erwarten, in dem über den weiteren Kurs gerungen werden wird. Die gegenläufige Dynamik von Vertiefung und Erweiterung (vgl. Alber/Merkel 2006; Vobruba 2005) wurde zugunsten einer rhetorischen Figur der „Gleichzeitigkeit“ ignoriert mit der Folge, dass der zweite vor dem ersten Schritt getan wurde. Rational wäre es gewesen, erst die EU institutionell zu reformieren und dann, solchermaßen auch durch eine neue Budgetstruktur und eine neue Verfassung konsolidiert, für neue Mitglieder aus Osteuropa zu öffnen. In einem dritten Schritt hätte man dann die Finalität der Europäischen Union diskutieren können, um zu entscheiden, wie die endgültige Gestalt und Identität Europas hätten aussehen sollen. Eine solche europapolitische Vision hätte es ermöglicht, aus eigener machtpolitischer Selbstgewissheit und verantworteter Gestaltungsfreiheit heraus zu entscheiden, wer der Union noch beitreten können soll und wer eher nicht. Das hätte nicht nur die Festlegung auf eine klar geschnittene Zielsetzung, eine verbindliche Vision und umgrenzte Mission einschließlich differenzieller Grade und Arten von Mitgliedschaft bedeutet, sondern auch das Eingeständnis von Reife und Erwachsensein. Die Europäische Union möchte sich indes den Charme der Jugendlichkeit bewahren, zieht doch der Nimbus des ewigen Werdens wesentlich mehr Aufmerksamkeit und Attraktion auf sich als der Status reifen Erwachsenseins. Der europäische Traum (Rifkin 2005) ist folgerichtig längst noch nicht ausgeträumt, die Union scheint nicht als „Festung“, sondern als prinzipiell zugänglicher Club und als grenzenloses Projekt offen gehalten zu werden mit der Folge, dass Europa der Moderne, die sie hervorgebracht hat, mehr und mehr anfängt zu ähneln: ein unvollendetes, weil unvollendba-

res Projekt (vgl. Habermas 1985; Toulmin 1994; Eisenstadt 2002, 2005).

Angesichts dieser Situation von Unbehagen und Unübersichtlichkeit scheint es ver-messen, Europa auf dem Weg zur Gesell-schaft sehen zu wollen, selbst mit Fragezei-chen. Wie sollte man sich eine *europäische Gesellschaft* auch vorstellen können, wenn die Europäische Union als „moving target“ mit „variabler Geometrie“, also offenen Grenzen und unabschließbarem Gestaltwan-del, in Erscheinung tritt? Was genau könnte „europäische Gesellschaft“ heißen? Ein genuin soziologischer Zugang zu der Frage wird am Begriff ansetzen und – systematisch gesehen – entweder von *Einheit* oder *Diffe-renz* ausgehen. Je nachdem, für welches Verständnis von europäischer Gesellschaft man sich entscheidet, fallen die Positionen, Probleme und Perspektiven unterschiedlich aus. Im Folgenden wird der Einheitspers-pektive aus verständlichen Gründen wes-entlich mehr analytische Aufmerksamkeit als der Differenzperspektive zuteil, die nur als Kontrastfolie zur Europäizität bemüht und ausschließlich extern, nicht jedoch für die innereuropäischen Unterschiede genutzt wird.

2. Die europäische Gesellschaft aus der Perspektive der „Einheit“

Die drei Spielarten zur Konzeptualisierung der europäischen Gesellschaft aus einer Per-spektive der *Einheit* lauten stichwortartig: Nationalstaat bzw. -gesellschaft, Vereinigte Staaten von Europa, Realität *sui generis*.

2.1. Das nationalstaatliche Modell

Europa wird sich durch die supranationale Gestaltung seitens der EU wie seiner nation-alstaatlichen Anpassung im Laufe der Zeit immer ähnlicher. Warum also sollte als Fluchtpunkt dieser Entwicklung zur Konvergenz nicht *eine* europäische Gesellschaft stehen, die strukturell dem nationalen Modell zum Verwechseln gleichen würde? Drei Ein-

wände werden gegen diese Alternative typischerweise geltend gemacht. Erstens ist die Europäische Union kein Staat, der eine einheitliche Gesellschaft oder Nation repräsentiert. Vielmehr besteht sie aus einem Ensemble konkurrierender Nationalstaaten, deren Vergemeinschaftung diese souveränen Entitäten gerade nicht zum Verschwinden bringen sollen. Die Eigenart und Einzigartigkeit der europäischen Entwicklung von Staat und Nation (Schulze 2004) steht diesem möglichen Szenario entgegen – also kein europäischer Superstaat, auch kein supranationaler Staat. Zweitens verfügt Europa über keine gemeinsame Identität, keine gemeinschaftliche Sprache und keine Öffentlichkeit, also weder über Medien noch ein einheitliches Publikum. Alles das gibt es allenfalls im Plural ohne kollektiv vergemeinschaftende Wirkung. Drittens mangelt es der Europäischen Union an einem Sozialstaat, dessen soziales Netz Solidarität und soziale Sicherheit stiften könnte. Ohne ein solches „soziales Band“ (Emile Durkheim) wird es indes schwer, Zumutungen und Opfer zu verteilen. Wenn schon der Länderfinanzausgleich nach bundesdeutschem Vorbild gelegentlich durch reiche Bundesländer infrage gestellt wird, so erscheint die Unterstützung für ein solch weitreichendes Solidaritätsmodell durch eine gesamteuropäische Bevölkerung noch viel problematischer. „Welche Härten müssen wir als zumutbar hinnehmen, welche erfordern die Anwendung schmerzlindernder Mittel und welche sind von vornherein unannehmbar? Von einer europäischen Gesellschaft kann realiter erst die Rede sein, wenn europäische Instanzen solche Entscheidungen zu treffen in der Lage sind“, so Claus Offe (2001: 435) dezidiertes Fazit.

Alle diese Einwendungen sind für sich genommen kaum von der Hand zu weisen und werden in der weitverzweigten Europadebatte auch immer wieder gern erhoben. Sie gelten allerdings nur unter einer Voraussetzung: dem Festhalten an einem nationalstaatlichen Gesellschaftsbegriff oder anders gesagt, einem „methodologischen Nationalismus“ (vgl. Giner 2006; Beck/Grande 2004). Von Auguste Comte über Emile Durkheim zu Talcott Parsons und Jürgen Habermas wurde argumentiert, dass auch eine moderne

Gesellschaft in dem Sinne auf eine kohärente Einheit von „Gemeinschaft“ nicht verzichten könne, als durch eine sinnstiftende Kultur und durch eine gemeinsame Moral soziale Solidarität und nationale Identität hergestellt werden müssten. Solchermaßen den idealtypischen Gegensatz von Ferdinand Tönnies' (1991) „Gemeinschaft und Gesellschaft“ auflösend oder hegelianisch gewendet: „aufhebend“, wurden neue Begriffe gesucht und kreiert: „organische Solidarität“ (Durkheim 1988), „gesellschaftliche Gemeinschaft“ (Parsons 1975), System- und Sozialintegration (Lockwood 1970; Habermas 1981). Wie nach der berühmten Stecknadel im Heuhaufen wurde nach der Einheit in der Vielfalt, der Identität in der Differenz, dem Konsens im pluralistischen Getümmel von Interessen und Konflikten, nach der Kultur in der Natur der modernen Gesellschaft gefahndet. Wenn die Frage nach der sozialen Ordnung stets heißt herauszufinden, „was die Welt im Innersten zusammenhält“, dann lautete die soziologische Antwort für die moderne Gesellschaft: Kultur, Ideen und Ideale, Werte und Normen. Glücklicherweise konnte im System der europäischen Nationalstaaten dann Vollzug gemeldet werden, als die Kongruenz von Raum, Kompetenz und Identität (vgl. Müller 1997) erfolgreich hergestellt war: ein nationales Territorium mit klar geschnittenen Grenzen, ein politischer Herrschaftsverband in Gestalt eines Nationalstaates, nationale und häufig auch durchaus gewaltsam hergestellte ethnische Identität, basierend auf Nationalsprache, nationaler Rechts- und Kulturgemeinschaft. Das war das historisch-empirische Szenario, aus dem die klassische Soziologie ihren Gesellschaftsbegriff (Wagner 1990) gewonnen hat.

Aber hat es Sinn, im 21. Jahrhundert die Vorstellung von einer europäischen Gesellschaft am nationalstaatlichen Sozietätsbegriff (vgl. Giddens 1985) aus dem 19. und 20. Jahrhundert festzumachen? Von Beginn an wurden historisch-empirische Einwände gegen diese eurozentrische Modellvorstellung erhoben und alternative Begrifflichkeiten vorgeschlagen. Marx und Engels (1956) entwickelten schon in ihrem „Kommunistischen Manifest“ von 1848 in Grundzügen die erste Globalisierungstheorie, die demon-

strieren sollte, dass der Kapitalismus in seiner Expansionsdynamik die Grenzen von Nationalökonomie, Nationalstaat und Nationalkultur sprengt und auf einen Weltmarkt abzielt. Statt von Gesellschaft sprechen sie lieber von Gesellschaftsformationen oder sozialen Formationen, um die historisch-empirische Kontingenz real existierender Gesellschaften anzudeuten, die allesamt zum Spielfeld kapitalistischer Kräfte werden sollten. Im 20. Jahrhundert wurde diese politökonomische Perspektive von Immanuel Wallerstein (1986) konsequent zur Weltsystemperspektive (vgl. Müller 2006b) ausgebaut, in der Europa als alte Welt und die USA als neue Welt zu Zentren in der kapitalistischen Entwicklung werden, welche die Peripherien beherrschen und ausbeuten.

Georg Simmel (1992) und Max Weber (1972a) dynamisierten den Gesellschaftsbegriff und sprechen von Prozessen der Vergemeinschaftung und Vergesellschaftung. Weber entwickelt seinen soziologischen Ansatz ohne Gesellschaftsbegriff und rückt an seine Stelle das Konzept von Wertsphären und Lebensordnungen wie Wirtschaft, Politik und Kultur. Die Eigenart und Einzigartigkeit des Westens, also von Europa und den USA, erblickt er in einer spezifischen institutionellen Ordnungskonfiguration, die eine Rationalisierungsdynamik in Gang setzte, welche die ganze Welt in ihren Bann zu schlagen vermochte. Im 20. Jahrhundert wird diese weberianische Perspektive in zwei Varianten weiter ausgearbeitet: als Weltgesellschaft (Luhmann 1997; Stichweh 2000) und als Weltkultur (Meyer 2005). Niklas Luhmann entwickelte in seiner autopoietischen Systemtheorie Webers Vorstellungen von Wertsphären und Lebensordnungen weiter zum Konzept funktional ausdifferenzierter Systeme, die nach ihrer eigenen Logik und Dynamik, ihren eigenen Codes und Medien operieren. Er unterscheidet Interaktion, Organisation und Gesellschaft als Formen der Systembildung. *Gesellschaft* löst er dabei von der alteuropäischen Tradition von Kultur, Ideen und Werten und schlägt vor, von normativen auf kognitive Erwartungen umzustellen. Den *Kitt* einer modernen Gesellschaft vermutet er nicht wie Durkheim oder Habermas in einer gemeinsamen *Moral*, die

Konsens und Solidarität stiftet, sondern *pace* Weber in einem Kommunikations- und Leistungszusammenhang. Konsequenterweise wird Gesellschaft im Zeitalter autopoietisch organisierter Funktionssysteme zur *Weltgesellschaft*, die durch *kommunikative Erreichbarkeit* definiert ist und insofern von vornherein die Grenzen Europas transzendiert. John W. Meyers (2005) *world-polity*-Ansatz modelliert seine Vorstellung von Weltgesellschaft nach dem Vorbild der okzidental Rationalisierung von Max Weber und unterscheidet drei Formen moderner Akteure: Staaten, Organisationen und Individuen. Ihn interessieren okzidental-rationale Grundprinzipien und ihre weltweite Diffusion wie Verfassungen, Curricula, globale Umweltschutzregimes etc. In dieser neoinstitutionalistischen Perspektive versucht Meyer, die Europäische Union in eine globalisierte Kultur einzubetten. „Europa beruht zwar auf einer kulturellen institutionellen Grundlage, aber nicht auf einer primordialen und expressiven. Vielmehr besteht die institutionelle Grundlage Europas aus einem Bündel rationalistischer kultureller Modelle“ (Meyer 2005: 164).

Diese alternativen soziologischen Traditionen – von Marx zu Wallerstein, von Simmel und Weber zu Luhmann und Meyer – sprengen die engen nationalstaatlichen Grenzen des Gesellschaftsbegriffs und verweisen auf den Horizont einer Weltökonomie, einer Weltgesellschaft und einer Weltkultur jeweils in einem politökonomischen, systemtheoretischen und institutionalistischen Ansatz. Sie setzen eher bei *Gesellschaft* als bei *Gemeinschaft* an, knüpfen also an Rationalität, Leistung und ökonomischen Austausch an, nicht an Emotionalität, Solidarität und sozialen Austausch und betonen die globalen, also inter- und transnationalen Prozesse und Dynamiken in der Moderne. Sie verweisen systematisch auf unsere beiden alternativen Verwendungsweisen von *europäischer Gesellschaft*.

2.2 Die Vereinigten Staaten von Europa

Europa ließe sich im Bild von den Vereinigten Staaten von Europa fassen. Diese Redeweise gemahnt nicht zufällig an die USA als

uneingestandenem Paradigma für diese Konzeption und lässt sich zurückverfolgen bis zu Alexis de Tocquevilles (1987) Reflexionen „Über die Demokratie in Amerika“. Angesichts der neuen Welt fordert er eine neuartige Politikwissenschaft, um Eigenart und Einzigartigkeit dieses neuen Gesellschaftsmodells zu erfassen. Was er findet, unterscheidet sich signifikant vom alten Europa: Die relativ offene und egalitäre Sozialstruktur kennt keine ausgeprägten Klassen wie auf dem alten Kontinent, dafür aber umso mehr Mobilitäts- und Lebenschancen für seine neuen Siedler. Die demokratischen Institutionen beruhen auf *citizenship*, also der freien und gleichen Teilhabe aller Bürger am gesellschaftlichen und politischen Geschehen. Sie stechen durch eine bemerkenswerte Arbeits- und Gewaltenteilung ins Auge: Auf der untersten Ebene wird in der Gemeinde Demokratie *in vivo* eingeübt, sodann folgen die Einzelstaaten und schließlich der *federal level*, die Ebene der Regierung. Dieser föderalen Gewaltenteilung entspricht die horizontale Differenzierung in Exekutive, Legislative und Judikative. Die politische Kultur beruht auf den heiligen Werten von Freiheit, Gleichheit und Individualismus und auf dem, was man *self reliance* nennt und so etwas wie Selbstverantwortung und Selbstorganisation meint. Die Religion, zerfallend in viele Denominationen und Sekten, hält den Freiheitssinn wach und unterbindet die Heraufkunft politischen wie sozialen Despotismus, der aus der kurzschlüssigen Verknüpfung von Gleichheit und Individualismus hervorgehen und unkontrollierte Machtausübung mit gesellschaftlichem Wohlergehen kombinieren könnte. Dieses Ensemble von Sozialstruktur, Institutionen und Kultur sorgt für eine bemerkenswerte Konformität im politischen und sozialen Leben wie für eine Standardisierung von Arbeits-, Konsum- und Lebensstilen. *E pluribus unum* bleibt kein frommer Wunsch, sondern wird soziale Wirklichkeit. Das Motto kommt im *American way of life* und Patriotismus nach innen sowie im überragenden Missionswahn, *God's new Israel* und *the City upon the Hill* zu bauen und die restliche Welt nach amerikanischem Vorbild umzuformen, nach außen zum Ausdruck. Tocqueville prophezeit Ame-

rikas Supermachtstatus und ist überzeugt, dass die Welt in der Zukunft sich gemäß dem amerikanischen Vorbild von Kapitalismus, Demokratie und Menschenrechten entwickeln wird.

Unzweideutig sollte Tocqueville mit dieser Prognose Recht behalten. Amerikas strukturierender Einfluss auf den Rest der Welt wie auch auf Europa nach dem Zweiten Weltkrieg steht vollkommen außer Zweifel. Aber lässt sich deshalb mit Fug und Recht die europäische Gesellschaft nach dem Modell der amerikanischen Gesellschaft konzeptualisieren? Auf Anhieb können dafür eine ganze Reihe von Gründen ins Feld geführt werden. Zunächst das gemeinsame westliche Erbe, das alte und neue Welt transatlantisch eint. Dazu gehören die jüdisch-christliche Tradition, das kulturelle Erbe der Modernität, die Geschichte des Industriekapitalismus und sein System der sozialen Schichtung sowie die Erfahrung mit stabiler Demokratie und Menschen- und Bürgerrechten in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts (vgl. Crouch 1999). Wenn moderne Gesellschaft heißt, dass das ökonomische Spiel kapitalistisch, das politische Spiel demokratisch und das kulturelle Spiel individualistisch angelegt ist, dann werden Europa und Amerika zweifellos durch Kapitalismus, Demokratie und Individualismus geeint. Ferner sollte der formative Einfluss der USA auf Europa nach dem Zweiten Weltkrieg nicht vergessen werden. Vom Marshallplan als ökonomischem Beistand, von der Ermutigung zur Demokratie bei gleichzeitigem militärischen Schutz vor dem sozialistischen Block im Zeitalter des Kalten Krieges bis hin zum Import von amerikanischer Kultur in Gestalt von Film, Musik und Literatur als kulturelle Auffrischung für den alten Kontinent kann die Hilfeleistung der neuen Welt für das am Boden zerstörte Europa gar nicht unterschätzt werden. Gleiches gilt *mutatis mutandis* für das System von internationalen Institutionen, das von der NATO über die UN, die Weltbank und den Internationalen Währungsfonds die Handschrift Amerikas trägt. Schließlich erleben wir seit den 1980er Jahren, vollends aber seit 1989 mit dem Wegfall des Ost-West-Gegensatzes und der Supermacht UdSSR eine

neue Welle des Einflusses: ökonomisch in Gestalt eines *new capitalism*, der technologisch auf der Informationsrevolution fußt, organisationell auf der *Shareholder Value*-Doktrin beruht und zu einer ungeahnten Flexibilisierung von Kapital und Arbeit führt (vgl. Müller 2006a); politisch in der Form einer unilateralen Supermacht, die mehr denn je missionarisch dem Rest der Welt ihren amerikanischen Stempel aufzudrücken sucht. Es ist daher kein Wunder, dass viele europäische Kritiker in dem neuen Schub der Globalisierung nur eine dürftig verkappte Amerikanisierung sehen und demzufolge auch Prozesse der Europäisierung vor allem in Gestalt eines gemeinsamen Wirtschafts- und Währungsraums lediglich als Globalisierung/Amerikanisierung dechiffrieren können. Folgt also das Projekt Europa einer ferngesteuerten Amerikanisierungslogik und -dynamik?

Nimmt man das transatlantische Band der westlichen Tradition, den formativen Einfluss nach dem Zweiten Weltkrieg und die neue Globalisierungswelle zusammen, so könnte man, ohne einer allzu schlichten Verschwörungstheorie anzuhängen, tatsächlich auf eine solche Interpretation kommen. Gemeinsame Tradition und historisch-empirische Verflechtungen, wie asymmetrisch auch immer, verführen nur allzu rasch zu einer solchen, vermutlich voreiligen Schlussfolgerung. Denn soziologisch gewendet, und das heißt analytisch betrachtet, überwiegen bei näherem Hinsehen die strukturellen Unterschiede zwischen Europa und den USA. Die europäische Gesellschaft besteht aus separaten, homogenen Nationalstaaten, die USA sind ein heterogener *federal state*. Die Sozialstruktur beruht in Europa trotz Abnutzungserscheinungen auf alten und etablierten Klasseneinteilungen nach dem Rechts-Links-Schema und/oder religiösen Traditionen bei gemäßigter Ungleichheit zwischen den Klassenlagen. Die Situation in den USA scheint genau spiegelbildlich verkehrt zu sein: Klasse spielt kaum eine Rolle, dafür umso mehr „Rasse“ und Ethnizität, was indes mit enormer sozialer Ungleichheit zwischen den verleugneten Klassenlagen einhergeht. Die politischen Spaltungen und Teilungsstrukturen begünstigen in Europa die parteipolitische

Differenzierung nach dem Rechts/Links-Schema und teilweise überwundenen Klassenaffiliationen, während in den USA die enorme Heterogenität von Interessen und politischen Präferenzen in zwei unterschiedliche, programmatisch aber zum Verwechseln ähnliche Parteien gepresst wird. In der Sphäre der Kultur fällt sofort der unterschiedliche Stellenwert der Religion ins Auge. Zwar sind in der alten wie der neuen Welt Religion und Politik institutionell getrennt, in den USA sogar noch konsequenter als in Europa. Aber nur auf dem alten Kontinent scheint die Säkularisierung gegriffen und zwischen den Religionen ökumenische Praxis ermöglicht zu haben. In den USA hingegen durchtränkt die Religion in ihrem pluralistischen Gewand Alltag und Politik in einer für Europa unüblichen Weise, was mitunter auch fundamentalistische Züge annehmen kann. Trotz Migration und ethnischer Diversität dominieren in Europa die nationalen Kulturen geistig, mental und sprachlich, ungeachtet einiger Experimente mit Argumentationsfiguren eines anglo-amerikanisch geprägten Multikulturalismus. In den USA hingegen wird die dominante *melting pot*-Ideologie zunehmend durch Multikulturalismus und ethnische Identitäten (*ethnic hyphenation*) infrage gestellt.

2.3 Die europäische Gesellschaft als Realität *sui generis*

2.3.1 Die Eigenart und Einzigartigkeit Europas

Wie diese kursorische Skizze deutlich macht, überwiegen strukturell die Unterschiede zwischen Europa und den USA trotz des gemeinsamen kulturellen Erbes und des hegemonalen Einflusses Amerikas. Wenn aber weder das alte Modell des Nationalstaates noch die Vereinigten Staaten von Amerika für die Konzeptualisierung eines angemessenen Begriffs von europäischer Gesellschaft taugen, welche dritte Form wäre denkbar? Europas Eigenart, so die einhellige Auffassung vieler Denker, die den Charakter des alten Kontinents zu fassen versucht haben,

ist Vielfalt (Rehberg 2006; Frevert 2003; Joas 2005; Joas/Mandry 2005; Landfried 2004; Lützel 1998; Wagner 2005). Dennoch handelt es sich nicht einfach um beliebige Varietät, sondern um eine „strukturierte Diversität“ (Crouch 1999), welche die Familienähnlichkeit eines europäischen Modells von Gesellschaft unterschwellig erkennen lässt. Einfach ist diese strukturierte Diversität nicht auf den Begriff zu bringen, denn sie ist heute mehr denn je reflexiv angelegt. Zu Europa gehört konstitutiv der Diskurs über Europa (vgl. Zingerle 2006), also die Konstruktion und Kritik, der Entwurf und die Infragestellung jener „imaginierten Gemeinschaft“ (Anderson 2003), die sich als *Europa* begreift.

2.3.2 Die *longue durée* Europas

So unsicher also seine Geografie wie seine Identität, der Erfahrungsraum wie der Erwartungshorizont dieses genuin europäischen Selbstverständnisses sind, so scheint sich der Horizont der europäischen Diskursgemeinschaft schon recht früh herausgebildet zu haben. „Europa ist, seit es als ein ziemlich einheitlicher Kulturraum existiert, seit der Zeit der Völkerwanderung, durch alle Epochen hindurch gleichsam ein System kommunizierender Röhren gewesen, das heißt jedwede wichtige Neuerung auf geistigem, künstlerischem, wissenschaftlichem oder technischem Gebiet, die sich in irgendeinem europäischen Lande hervortat, setzte sich mit nicht allzu großer Verzögerung auch im übrigen Europa durch, und insbesondere bei den führenden Schichten kam es nie zu erheblichen kulturellen Unterschieden“ (Fuhrmann 2004: 17).

Manfred Fuhrmann leitet daraus nicht nur die Umrisse eines europäischen Bildungskansons ab, sondern verweist auch auf die zwei prinzipiellen Wege, die Europas strukturierte Diversität in seiner Entwicklung hat nehmen können. Zum einen der Weg von der Vielfalt zur Einheit, zum anderen der Weg von der Vielfalt zur strukturierten Diversität. „Der erste Ablauf, der in der Völkerwanderungszeit, im 5. und 6. Jahrhundert, seinen Anfang nahm, erreichte unter Karl dem Großen im 9. Jahrhundert seinen Höhepunkt und lebte dann nur noch als Reminiszenz an etwas

Vergangenes fort. Der zweite, vom ersten nahezu gänzlich unabhängige Ablauf setzte im späten Mittelalter ein – aus ihm ging bis zum 17. Jahrhundert das Europabild, das Selbstverständnis der Europäer hervor, das bis zum Zeitalter der Weltkriege gültig blieb. Die Vorstellung, die während der ersten, der frühmittelalterlichen Periode einigen Einfluss gewann, suchte die Vielfalt der europäischen Völker als Einheit zu begreifen; sie stellte heraus, was die europäischen Völker miteinander verband, worin sie sich teilten – sie war eine monistische Europa-Idee. Sie beruhte auf dem übernationalen Reich Karls des Großen und berief sich vor allem auf die sämtlichen in diesem Reich lebenden Völkern gemeinsame Religion. Sie erlahmte und erlosch, nachdem sich das Reich in Bruderkriegen und Teilungen aufgelöst hatte. Die Vorstellung wiederum, die sich im späten Mittelalter, in der Renaissance und im 16. Jahrhundert schrittweise konstituierte und der europäischen Öffentlichkeit bemächtigte, die dann, im bürgerlichen Zeitalter, bis zum ersten Weltkrieg, nahezu unverändert maßgeblich blieb – diese Vorstellung hob, ohne das Verbindende zu vernachlässigen, zualtererst das die europäischen Völker Trennende, ihre wechselseitige politische Unabhängigkeit hervor; sie begriff Europa als System von souveränen Staaten, die durch eine gemeinsame Kultur verbunden seien und unter denen Frieden herrschen sollte, aufrechterhalten durch das Prinzip des Gleichgewichts der Kräfte“ (Fuhrmann 2004: 22).

Kein Wunder, dass vor allem die Historiker auf den Spuren von Max Weber (1972a, 1972b) die Eigenart und Einzigartigkeit des Westens und Europas in seinen Keimzellen geschichtlich immer weiter vorverlegen: Ferdinand Seibt (2002: 49) nimmt in seiner Studie „Die Begründung Europas“ einen Zeitraum von tausend Jahren in den Blick und konstatiert: „Europa kann sich, ohne die üblichen Schlagworte von den Lehren der Geschichte, auf die einfache historische Gemeinsamkeit beziehen, die seine Menschen seit tausend Jahren in allen Lebensbereichen geformt haben.“ Ganz ähnlich verorten Jacques Le Goff (2004) und Michael Borgolte (2005: 163) Europas Entdeckung der Vielfalt im Mittelalter: „In der Auseinander-

setzung zwischen Anhängern verschiedener Religionen, die dem Glauben an den einen Schöpfergott anhängen, hat sich (...) ein Bewusstsein von Differenz und Vielfalt gebildet, das sich niemals wieder unter Verweis auf eine lockende Einheit überdecken oder auslöschen ließ.“ Schließlich zeichnet Michael Mitterauer (2003) in „Warum Europa?“ jene „Verkettung von Umständen“ nach, die den europäischen Sonderweg in die Moderne begründet haben.

So wichtig und wertvoll es ist, dass die Weber'sche Fragestellung wieder aufgegriffen und die weit zurückliegenden Ursprünge für Geschichte, Tradition und Erfahrung Europas freigelegt und erklärt werden, so sehr bedarf es aus soziologischer Sicht eines vorsichtigen analytischen *Caveats* angesichts der Begeisterung über die „Wiedergeburt Europas“ (Derrida/Habermas 2004), und zwar schon aus drei Gründen: Erstens überrascht es schon *epistemologisch*, dass Typus und Form einer modernen Gesellschaft sich aus ihrer Tradition begründen lassen sollen. Wenn es einen irreversiblen Bruch zwischen Tradition und Moderne gibt und wenn Moderne stets „Historizität“ bedeutet, also die Fähigkeit zur Selbsterschaffung und der reflexiven Überwachung dieses eigen gewählten gesellschaftlichen Kurses, was soll dann der Rekurs auf den „Alp der toten Geschlechter und Generationen“ (Marx)? Welcher Erkenntnismehrwert soll daraus zu schöpfen sein, dass an den Adel der eigenen „Generationenkette“ (Alexis de Tocqueville), also an „the great chain of being“ (Lovejoy 1953), erinnert wird? Kurz: Was gewinnt Europa als moderne Gesellschaft durch den Appell an seine Tradition? Wie zeitgemäß ist eine solche Auffassung von der „*historia magistra vitae*“ (Koselleck 1979)?

Zweitens scheint sich aller Beteuerungen zum Trotz durch die Hintertür ein teleologisches Geschichts- und ein evolutionistisches Gesellschaftsverständnis *theoretisch* wieder einzuschleichen, das doch – von Nietzsche bis Weber – bereits gegen Ende des 19. Jahrhunderts in der revisionistischen Philosophie und klassischen Soziologie ausgetrieben wurde. Die Argumentationslage zur Logik und Dynamik von Evolution hat sich seither in Philosophie und Sozialwissenschaften nicht

prinzipiell geändert. Jeder auch noch so begrüßenswerte Versuch einer „Europawissenschaft“ (Schuppert/Pernice/Halterm 2005) muss deshalb aufpassen, nicht unversehens in Europaideologie abzugleiten. Michael Mitterauer (2003: 296) warnt denn auch ausdrücklich: „Der ‚europäische Sonderweg‘ ist ein Weg der Kulturentwicklung, der durch Räume sehr unterschiedlicher Erstreckung geführt hat. Wer ihn als Weg zu klar abgrenzbaren Räumen der Gegenwart verstehen will, muss hoffnungslos scheitern. Jener Kontinent, der nach den Konventionen der Geographie als ‚Europa‘ verstanden wird, hat keine homogene Tradition von Kulturercheinungen, die im Sinne Max Webers als ein durch ‚Verkettung von Umständen‘ charakterisierter Sonderweg aufgefasst werden könnte. Und auch die ‚Europäische Union‘ lässt sich weder in ihren aktuellen Grenzen noch unter Einbeziehung bestimmter Kandidatenländer als räumliches Produkt dieses Sonderwegs begreifen. Erweiterungsdebatten unter dieser Prämisse münden notwendig in Legitimationsideologien.“

Das führt zum dritten, *historisch-empirischen* Einwand. Denn Eigenart und Einzigartigkeit der europäischen Gesellschaft zu Beginn des 21. Jahrhunderts können zwar ohne die *longue durée* seiner Geschichte, Tradition und Erfahrung kaum gedacht noch überzeugend konzeptualisiert werden. Aber die *differentia specifica* gewinnt das europäische Projekt heute vor allem aus seinen Erfahrungen im 20. Jahrhundert, den schlechten von Krieg, Gewalt und Genozid in der ersten Hälfte wie den guten von Frieden, Prosperität sowie wirtschaftlicher und politischer Gemeinschaft in der zweiten Hälfte (vgl. Furet 1996; Hobsbawm 2004). Nicht die Sieger, sondern nur die Verlierer lernen aus der Geschichte (Schivelbusch 2003). Und wer lernt, erarbeitet sich womöglich eine zweite Chance. Erst die Erfahrung eines dunklen Kontinents (Mazower 2002) eröffnete den Europäern – dem Wunder eines *per aspera ad astra* gleich – die kollektive Wiederauferstehung. Obgleich während der Kriege in verschiedenen Lagern und nach den Kriegen diesseits und jenseits des Eisernen Vorhangs beheimatet, formten in diesem spezifischen Sinne die Europäer nach dem Zweiten Weltkrieg ein ei-

nig-trauriges Völkchen von Verlierern, die offiziellen Gewinner wie die tatsächlichen Besiegten. Die Ordnung von Yalta „unterschied sich von früheren Teilungen durch ihre historische Willkür, ihre Absolutheit, die ungleichen Rollen der teilweise außereuropäischen atomaren Supermächte und die Kongruenz der militärischen, politischen und wirtschaftlichen Unterschiede“ (Garton Ash 1993: 19). Sie sollte nicht nur die ganze Ära des Kalten Krieges überdauern, sondern vermochte aus der Erfahrung von Krieg und Zerstörung, aus relativer wie absoluter Deprivation kollektive Lernprozesse auszulösen, die alte Rivalitäten und Feindschaften zugunsten von Kooperation und Versöhnung in Westeuropa überwinden halfen. Das Motto „Nie wieder Krieg!“ und der Versuch der transnationalen Zusammenarbeit standen an der Wiege der *would-be-polity* der europäischen Gemeinschaft.

Verstärkt wurde das europäische Projekt zudem durch das sowjetische Modell sozialistischer Gesellschaften in Osteuropa, welches erheblichen Druck durch die Alternative einer egalitären, klassenlosen Gemeinschaft auf dem alten Kontinent ausübte. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts konkurrierten somit nicht nur die beiden Supermächte USA und UdSSR um die Vorherrschaft in und über die Welt, sondern auf europäischem Boden (und nicht nur hier) rangen zwei Gesellschaftsmodelle um den Avantgardestatus für die zukünftige Entwicklung in der Welt: Kapitalismus versus Sozialismus (vgl. Müller 2006a), Demokratie versus Diktatur, Freiheits- und Bürgerrechte versus staatliche Unterdrückung und Gleichschaltung. Die Folge war die Nachkriegsordnung der Drei-Welten-Klassifikation: Die erste Welt des kapitalistischen und demokratischen Westens, die zweite Welt der sozialistischen Länder und die Dritte Welt der Entwicklungsländer (vgl. Müller/Schmid 1995). An zwei Eigenarten dieser spannungsgeladenen Konfiguration sei erinnert: Der Großteil der Intellektuellen hien wie drüben des Eisernen Vorhangs war davon überzeugt, dass dem Sozialismus als fortschrittlichem System die Zukunft gehören würde. Der Gewinner aus dieser ständigen Konfrontation war der Sozialstaat, denn in allen westlichen Ländern wurden nach dem Zweiten Weltkrieg soziale

Sicherungssysteme, das europäische Sozialmodell (vgl. Kaelble/Schmid 2004), wenn auch in verschiedener Weise, ausgebaut, um den systemischen Wettlauf um den größten Wohlstandszuwachs und soziale Gerechtigkeit nicht zu verlieren.

1989/91 entfiel die Geschäftsgrundlage für den Systemwettbewerb mit dem Untergang der DDR und dem Zusammenbruch der Sowjetunion. Die Teilung Deutschlands und Europas, an die sich viele unter dem Diktat von Yalta gewöhnt hatten, erschien mit einem Mal unnatürlich. Das *europäische Haus*, von dem in den 1990er Jahren so viel die Rede war, sollte fertig gebaut werden. Das klar geschnittene Ziel lautete: ein geeintes Europa – marktwirtschaftlich, demokratisch und freiheitlich. Es ist eine nur mäßig verdeckte List der europäischen Geschichte, dass der Nationalstaat mit der Aufnahme von zehn osteuropäischen Ländern in die Europäische Union zum zweiten Mal gerettet wurde. Wenn es richtig ist, dass der Nationalstaat für die großen Probleme zu klein, für die kleinen Probleme zu groß ist, wie Daniel Bell gern zu sagen pflegte, dann kam die Europäische Union zur Rettung des Nationalstaates (vgl. Milward 1994). Jetzt, mit dem Beitritt der mittel- und osteuropäischen Länder zur Union, ist der Bestand des Nationalstaates wohl endgültig gesichert, wenn er denn durch Souveränitätsverlust jemals ernsthaft gefährdet war. Nach den Erfahrungen von RGW und Warschauer Pakt, der engen sozialistischen Wirtschafts- und politischen Gemeinschaft unter Vorsitz der Sowjetunion, wachen die osteuropäischen Länder mit Argusaugen über ihre nationalstaatliche Souveränität. Brüssel soll nicht Moskau ablösen.

2.3.3 Europa und die Begriffsproblematik

Nach diesen Vorüberlegungen können wir unsere Begrifflichkeit eingrenzen: *Europa* ist ein unbestimmter Begriff in Raum und Zeit, der nur in den Varianten seiner kulturellen Aufladung und der selbstreflexiven Diskurs-tradition interessiert. Europa „umschreibt keine feste historische Größe, weder geografisch noch religiös, noch sprachlich-kulturell, noch politisch. Geografisch gesehen gab

es das Problem der Grenzziehung im Osten; religiös gesehen das der Grenzziehung gegenüber orthodoxem Christentum und Islam; sprachlich-kulturell das der Grenzziehung gegenüber den nichtromanischen und nichtgermanischen Sprachen; politisch zum Beispiel das der Grenzziehung gegenüber Russland und dem Osmanischen Reich“ (Schluchter 2005: 239). Aber diese Probleme der Eindeutigkeit haben niemals den Charakter von *Europäizität* zu verwischen vermocht, noch die evolutionäre Herausbildung seiner beiden prinzipiellen Wege verstellt: erstens die *Koordination* über eine einheitliche Reichsidee für ganz Europa wie unter Karl dem Großen. Das war zum Scheitern verurteilt, was aber keineswegs ausschloss, dass es in der Geschichte Europas nicht immer wieder versucht wurde: durch das Osmanische Reich, das Habsburger Reich, das französische Kaiserreich, durch das Dritte Reich und die Sowjetunion. Erst im 20. Jahrhundert nach zwei Weltkriegen, Tod und Zerstörung Europas bis in seine Grundfesten scheint sich im Westen nach 1945, im Osten nach 1989 die Einsicht durchgesetzt zu haben, dass Imperiumsbildung nach dem Grundsatz oktroyierter Einigung und verordneter Einheit der Vielfalt Europas widerspricht; zweitens die *Kooperation* verschiedener Nationalstaaten auf der Basis einer gemeinsamen Kultur und einer paktierten Balance, die ein Gleichgewicht der Kräfte verspricht.

Mit der *Europäischen Union* scheint indes ein dritter Weg oder doch zumindest ein neuer Pfad beschritten worden zu sein. An die Seite des kulturellen Überbaus tritt ein politischer Überbau in Gestalt einer neuartigen politischen Gemeinschaft. Weder (Super-)Staat noch Staatenbund, weder ausschließlich supranational noch intergouvernemental agieren die politischen Institutionen der EU wie eine *network-polity* – einem Wesen *sui generis*. Das Ergebnis ist eine institutionelle Architektonik, die einem Mehrebenensystem gleicht: an oberster Stelle die europäische Ebene mit ihren Organen, als intermediäre Instanzen die Nationalstaaten, gefolgt von Ländern, Kommunen und Gemeinden als niedrigster Ebene. Ein geeigneter *terminus technicus* für diese europäischen Koordinations-, Kooperations- und Entschei-

dungsmechanismen ist bis heute nicht gefunden worden. Das kann auch weiter kaum verwundern, wenn die EU ein emergentes soziales und politisches Phänomen *sui generis* darstellt, welches immer noch in den Bahnen konventioneller Begriffsbildung bearbeitet wird (vgl. Schmitter 1996).

Auf jeden Fall trägt die Europäische Union durch ihre Regulierungs- und Harmonisierungsarbeit enorm dazu bei, dass auf dem alten Kontinent eine *europäische Gesellschaft* entsteht. Sie ist nicht deckungsgleich mit der Europäischen Union, sie ist vielmehr eine Realität *sui generis* und eine dritte Form, die weder eine nationale Gesellschaft auf erweiterter Stufenleiter darstellt noch einfach die Vereinigten Staaten von Europa repräsentiert. Was ist sie dann und wie lässt sie sich charakterisieren? Wenn die Leitformel von der strukturierten Diversität Sinn machen soll, dann muss sie sich als Ideen-, Struktur- und Institutionenprinzip bewähren. Die europäische Gesellschaft lässt sich als eine Konfiguration von kulturellen Traditionen und Werten, historischen Erfahrungen und spezifisch ausgestalteten Institutionen und ihrer Ordnung fassen. Diese Konfiguration macht die Eigenart und Einzigartigkeit des europäischen Projekts aus, seine Unverwechselbarkeit wie die Erkennbarkeit der Familienähnlichkeit als zugehörig zum Typus *societas Europaensis*.

2.3.4 Die europäische Gesellschaft als Wertegemeinschaft

Hans Joas und Klaus Wiegandt (2005) haben eine große Studie vorgelegt, in der Geistes- und Sozialwissenschaftler die kulturellen Traditionen und Werte Europas analysiert haben. Das Ergebnis sind sechs Werte, die, zu verschiedenen Zeiten entstanden, das europäische Selbstverständnis formieren: „Freiheit“, „ertragene Differenz“ und ein „praktischer Rationalismus der Weltbeherrschung“ (...) – damit haben wir einige der basalen kulturellen Werte Europas benannt. „Innerlichkeit“, „die Hochschätzung des gewöhnlichen Lebens“ und „Selbstverwirklichung“ sind drei weitere Werte (oder Wertkomplexe), die in bestimmten Phasen der europäischen Ge-

schichte entstanden und heute zur kulturellen Selbstverständlichkeit geworden sind“ (Joas 2005: 30). Freiheit steht an der Wiege der griechisch-römischen Tradition und markiert historisch eine erste Differenz zwischen Europa und Asien. Denn die Auseinandersetzung zwischen „Zivilisation“ und „Barbarei“, welche paradoxerweise die ungleich grobschlächtigeren Griechen mit den wesentlich kultivierteren Persern führen, dreht sich um einen zentralen Gegensatz, den man auf die Formel: „Kulturbildung aus Freiheit statt aus Herrschaft“ (Maier 2005: 97) bringen kann. Hier findet sich also der Keim von Freiheits- und Bürgerrechten, die erst aus der schmerzhaften Erfahrung mit Sklaverei und Knechtschaft in der Moderne zur Formulierung universaler Menschen- und Bürgerrechte finden sollten. Die „ertragene Differenz“, mehr als Tolerierung, aber weniger als Toleranz oder Anerkennung, ist ein Ergebnis der Auseinandersetzung mit religiöser Vielfalt im Mittelalter und ihrer praktischen Duldung. Rationalität oder Vernunftbegabung ist eine allgemein menschliche Eigenschaft. Aber der „praktische Rationalismus der Weltbeherrschung“, so Max Weber (1972b), ist ein Resultat des asketischen Puritanismus, der im Verein mit dem Kapitalismus, dem modernen Staat und der modernen Wissenschaft die Welt umgestalten sollte. Die Kehrseite von bzw. das Gegenprogramm zu dem ausgreifenden äußeren Aktivitätskomplex ist die „Innerlichkeit“ als ein Wert, der von der platonischen Philosophie bis zu Augustinus’ „Bekennnissen“ und darüber hinaus reicht, wie Charles Taylor (1996) in seiner Studie zu den *Quellen des Selbst* gezeigt hat. Innerlichkeit schafft Distanz zwischen innerer und äußerer Welt, zwischen eigener Seele und Gesellschaft, und ist eine wichtige Voraussetzung für den Individualismus. Die „Hochschätzung des gewöhnlichen Lebens“ als Wertkomplex verortet Wolfgang Reinhard, der eine große Studie über die „Lebensformen Europas“ (2004) vorgelegt hat, im Zeitraum zwischen 14. und 17. Jahrhundert und macht die Aufwertung von Arbeit, Geld und Liebe fest an der Emanzipation der Laien von der Kirche. Die Selbstverwirklichung, erstmals als Begriff von Hegel im 18. Jahrhundert verwendet, wird massenhaft wirksam erst in

den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts und hält sich von da ab als höchste Form des Individualismus.

Dieses Ensemble von Wertkomplexen rekurriert einerseits auf Werten als kulturelle Ausdrucksformen des Wünschenswerten, andererseits ist es eingebettet in die historische Erfahrungswelt der europäischen Gesellschaft. Europa blickt auf eine lange Geschichte von zwischenstaatlichen Kriegen und imperialen Hegemonieversuchen zurück, die ihren Höhe- und (vorläufigen) Endpunkt im 20. Jahrhundert gefunden hat. Eine erste Konsequenz aus diesem historischen Erfahrungsbündel ist der Versuch, kritische Bewertungsmaßstäbe zur Be- und Verurteilung dieser Taten und Untaten aus dem Hort der eigenen Traditionen aus griechischer und römischer Antike, dem Christentum, der Renaissance, Reformation und Aufklärung zu entwickeln. „Aufgrund dieser verwirrenden *coincidentia oppositorum*“, so Claus Offe (2001: 420), „stellt die *selbstkritische Bewertung* der Untaten, welche die Europäer in der eigenen Geschichte begingen, wiederum eine europäische Besonderheit dar.“ So hat der Holocaust, eine deutsche Untat von universeller Bedeutung, längst Eingang ins europäische und westliche kulturelle Gedächtnis (vgl. Zingerle 2006) gefunden als Menetekel für Gewalt, Krieg und Rassismus. Die Kultivierung der öffentlichen Erinnerung daran wird als bestes Remedium angesehen, durch kollektive Ächtung solche Vorgänge in der Zukunft undenkbar und – noch mehr – unmöglich zu machen.

Eine zweite Konsequenz nach der Perhorreszierung von Gewalt ist der Umgang mit Konflikten. Schon früh sah man sich in Europa gezwungen, angesichts der Spaltungen und Konflikte (vgl. Rokkan 2000; Flora 2000) Mittel und Wege der Mediation, Einhegung und Teilung von dilemmatischen Problemsituationen zu finden. Die Lösung besteht in kreativen Formen institutioneller Arrangements zur Konfliktbewältigung (vgl. Dahrendorf 1965; Lepsius 1990; Offe 2001), zum anderen in Formeln des Ausgleichs durch Kompromissbildung. „Versöhnen statt Spalten“ (Johannes Rau) lautet das europäische Motto. So hat die *Institutionalisierung des Klassenkonflikts* in Europa etwa zur allmäh-

lichen Integration und Teilhabe aller gesellschaftlichen Gruppierungen geführt, und diese *organische Solidarität* in Europa wird durch entwickelte Wohlfahrtsstaaten abgesichert.

Eine dritte Konsequenz besteht darin, dass die europäische Schicksalsgemeinschaft aus ihren geschichtlichen Hypothesen durch kollektive Lernprozesse so etwas wie *historisches Kapital* gebildet hat. So hat die Gewalterfahrung Europa den Krieg als die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln abzulehnen gelehrt. An seine Stelle tritt die Zivilisierung von Gewalt nach innen und außen. Nach innen, denn in Europa ist die Todesstrafe abgeschafft und der private Waffenbesitz restriktiv reguliert. Nach außen, denn die Europäische Union ist nicht nur selbst ein multilaterales Gebilde, sondern Multilateralismus in Gestalt von Verhandlungen, Vereinbarungen und Kompromissen gehört zu ihrem bevorzugten institutionellen Instrumentarium. Der Versuch, Frieden nach innen und außen zu regeln, hängt eng mit dem Umgang mit und den Einstellungen zu Religion und Kirche zusammen. Längst ist aus der ertragenen Differenz Toleranz und Anerkennung geworden, was der Säkularisierung Europas als historische Grundlage und der Ökumene als bevorzugtem Medium des zwischenreligiösen Austausches geschuldet ist. Der Frieden nach innen hilft zudem, die organisierte Solidarität in Gestalt einer öffentlichen sozialen Sicherung aufrechtzuerhalten, sodass idealiter kein Europäer sich plötzlich als Folge eines Schicksalsschlages nackt dem Hobbes'schen Naturzustand des „Kampfes aller gegen alle“ ausgesetzt sehen soll.

2.3.5 Das Prinzip der strukturierten Diversität

Kulturelle Traditionen und Werte wie historische Erfahrungen haben nur dann eine Chance, historisch-empirisch verwirklicht zu werden, wenn sie in institutionellen Verhältnissen adäquat eingebettet und klug arrangiert sind. Die wichtigste institutionelle Erfindung Europas besteht sicher in der Kunst der *produktiven Trennung*. So generalisiert Jenő Szűcs (1994: 26) die von Papst Gelasius I. (492-496) bereits im Frühmittelalter

propagierte Zwei-Gewalten-Lehre. „Diese Trennung der spirituellen und weltlichen, der ideologischen und politischen Sphären ist eine jener produktiven Separationen des Westens, ohne die weder die zukünftigen ‚Freiheiten‘ und die grundsätzliche Emanzipation der ‚Gesellschaft‘ noch die späteren Nationalstaaten, die Renaissance oder die Reformation vorstellbar sind.“ Dieses Prinzip der Institutionenbildung – die Kunst der produktiven Separation – lässt sich verallgemeinern. „Gott und Natur – auch hier liegt vom religiösen Konzept her eine ‚produktive Trennung‘ vor. Die Beispiele ließen sich ergänzen z.B. um Sakralsprache und Nationalsprache, Kirchenrecht und profanes Recht oder Theologie und Philosophie bzw. insgesamt Religion und Wissenschaften“ (Mitterauer 2003: 294). Das ließe sich fortsetzen mit zwei weiteren, entscheidend wichtigen Trennungen, der Freiheit von Lohnarbeit und Kapital (Karl Marx) und der Trennung von Haushalt und Betrieb (Max Weber), ohne die der moderne Kapitalismus keine Entwicklungschance gehabt hätte und die erst die Differenzierung von Wirtschaft und Gesellschaft eingeleitet hat. Soziologisch gesehen, so kann man ganz abstrakt formulieren, ist die europäische Gesellschaft ein Produkt institutioneller Differenzierungsprozesse.

Wenn diese Prozesse die Logik und Dynamik der europäischen Gesellschaft bestimmen, dann muss sich die strukturierte Diversität über den Mechanismus kunstvoller Separation in einer vergleichbaren institutionellen Konfiguration wie auch ähnlichen Institutionen wiederfinden lassen. Freilich: Strukturierte Diversität heißt gerade nicht monistische Einheit, sondern geordnete, aber begrenzte Vielfalt. Das Strukturprinzip lässt stets unterschiedliche Strukturformen zu, weil ansonsten die Rede von Diversität leer und die Wirklichkeit der Vielfalt bloße Behauptung bliebe. Aber deren Familienähnlichkeit als *europäisch* muss stets noch erkennbar bleiben, wenn strukturierte Diversität nicht einfach eine neue europäische Ideologie werden soll.

Tatsächlich findet sich in Europa überall eine vergleichbare institutionelle Konfiguration, die durch Differenzierungs- und Rationalisierungsprozesse in den vergangenen

Jahrhunderten entstanden ist. Die Trennung von Wirtschaft und Gesellschaft hat zur Etablierung kapitalistischer Marktwirtschaften beigetragen; die Trennung von Religion und Politik hat zu säkularen Demokratien geführt; die Trennung von Religion und Wissenschaft hat bewirkt, dass Wissenschaft und Technik zur ersten Produktivkraft im Zeitalter der Wissensgesellschaft geworden sind. In ganz Europa gewährleisteten die „Herrschaft des Gesetzes“ (Berman 1991) und der Rechtsstaat die Kalkulierbarkeit aller möglichen Formen des Handelns. In der säkularisierten europäischen Gesellschaft ist Religion zur reinen Privatsache geworden, das heißt zur freien Wahl und zum freiwilligen Engagement. Diese Einrichtungen gelten mittlerweile als so selbstverständlich, dass sie als natürlich angesehen werden. In Europa bedeutet es buchstäblich Eulen nach Athen zu tragen, wenn man an diese institutionellen Errungenschaften erinnert. Und dennoch gelten sie in Westeuropa uneingeschränkt erst seit 1945 und in Osteuropa erst seit 1989. Die institutionelle Infrastruktur in ihrer modernen Konfiguration ist trotz ihrer historischen Ursprünge und Vorläufer recht junger Natur.

Hartmut Kaelble (1987, 1997, 2005) ist noch einen Schritt weiter gegangen und hat nicht nur die Vergleichbarkeit der institutionellen Konfiguration Europas behauptet, sondern die Ähnlichkeit der Institutionen selbst. Er nennt sechs solcher institutioneller Komplexe als Basis der europäischen Gesellschaft. Erstens existiert so etwas wie eine europäische Familienform, wie die historische Familienforschung (Laslett 1988; Mitterauer/Sieder 1977; Rosenbaum 1982) gezeigt hat. Ein höheres Heiratsalter, eigene Haushaltsgründung, folglich ein geringerer Grad von Drei-Generationen-Familien, die geringere Geburtenrate im Vergleich zu anderen Teilen der Welt sowie ein höherer Grad von Privatheit und Intimität sind einige Kennzeichen dieses europäischen Familienmusters. Zweitens, und das hat schon Max Weber (1972a) demonstriert, gibt es einen europäischen Typus von Stadt. Die europäische Stadt ist nicht nur der Hort von Bürger- und Freiheitsrechten, sondern ist Industrie-, Gewerbe- und Handelsort und erst in zweiter

Linie Herrschafts- und Verwaltungszentrum. Zudem überwiegen mittelgroße Städte und weniger Großstädte wie in anderen Teilen der Welt. Ferner gibt es eine kontinuierliche Stadtplanung, die für die Aufteilung von öffentlichem und privatem Raum sorgt, aber auch für städtische Sozialpolitik. Drittens, der Wohlfahrtsstaat und die „europäische Pfadabhängigkeit der öffentlichen sozialen Sicherung“ (Kaelble/Schmid 2004: 12) erlauben die Rede von einem „europäischen Sozialmodell“, aber in durchaus unterschiedlichen Typen, Formen und Leistungsprofilen mit Gemeinsamkeiten, aber auch erheblichen Unterschieden (vgl. Esping-Andersen 1990, 1999; Scharpf/Schmidt 2000; Alber/Kohl 2001; Leibfried/Pierson 1998; Schmid 2002). Dennoch überwiegt programmatisch und performativ das Ziel von sozialer Sicherheit und sozialer Gerechtigkeit, die vor allem die sozialen Ungleichheiten in Europa (vgl. Heidenreich 2006; Mau 2006) in einer egalitaristisch vertretbaren Bandbreite halten sollen. Elementare Versorgung und keine zu großen Unterschiede zwischen Armut und Reichtum, ja die Beseitigung von Armut, machen die Eigenart des europäischen Sozialmodells aus. Dabei spielt aus verständlichen Gründen Osteuropa eine andere Rolle, weil bis 1989 andere Formen der Versorgung vorherrschten und danach sich die meisten EU-Beitrittskandidaten einen teuren Sozialstaat westeuropäischen Zuschnitts kaum leisten konnten. Viertens, und in engem Zusammenhang mit Familie und Wohlfahrtsstaat, steht der Komplex von Arbeit, Beruf und Industrie. Eine hohe Wertschätzung von Beruf und Erwerbsarbeit, die vor allem im industriellen Sektor ausgeübt wurde und wird, wird begleitet von einer strikten Trennung von Arbeit und Freizeit, einer Verkürzung der Arbeitszeit und großzügigen Urlaubs- und Feiertagsregelungen. Westeuropäer arbeiten weniger, verdienen mehr und haben mehr Freizeit als etwa Amerikaner oder Japaner. Fünftens, die soziale Schichtung und die sozialen Milieus sind in Europa durchaus vergleichbar – ein Erbe der feudal-ständischen Gesellschaft wie der entstandenen Industriegesellschaft: Das tonangebende Besitz- und Bildungsbürgertum, das Kleinbürgertum, die Arbeiter- und

Bauernschaft sowie der Adel formen distinkte Sozialmilieus, die sich aber mit der Wohlstandswelle in den 1950er bis 1970er Jahren stark abgeschwächt haben. Das hat, sechs-tens, vor allem mit der Herausbildung des europäischen Massenkonsums und der Vereinheitlichung von prosperitätsinduzierten Lebensstilen zu tun. Breiter Wohlstand, breite Partizipation an Massenkonsum und Reisen haben die Klassenunterschiede verblas-sen lassen, wenn auch soziale Milieus in der europäischen Erlebnisgesellschaft (Schulze 2000; Vester 2000; Hradil 1987; Müller 1993) durchaus noch erkennbar bleiben.

2.3.6 Die europäische Gesellschaft als Erfahrungsraum und Erwartungshorizont

Es sind aber nicht nur die europäischen Tra-ditionen und Werte, die historischen Erfah-rungen, die institutionelle Konfiguration und die einzelnen Institutionen, welche die Rede von einer europäischen Gesellschaft rech-tfertigen. Vielmehr sind es vielfältige Prozes-se, die vor allem nach dem Zweiten Welt-krieg zur Abmilderung der innereuropäi-schen Unterschiede, zur wachsenden Har-monisierung und Konvergenz und zur stärkeren innereuropäischen Verflechtung (vgl. Kaelble 2005) geführt haben. Diese Kom-munikations-, Interaktions-, Transaktions- und Austauschprozesse führen zur Erhöhung und Verdichtung des gesellschaftlichen Ver-kehrs in Europa. Luhmanns Definition von Weltgesellschaft als „kommunikativer Er-reichbarkeit“ trifft also vor allem und in be-sonderem Maße auf die europäische Gesell-schaft zu.

Es gibt eine Reihe von Faktoren und Ur-sachen für diese Entwicklung: ein halbes Jahrhundert von Frieden und Demokratie, der gestiegene Wohlstand und zunehmende Lebenschancen, seit den 1980er Jahren die Globalisierung, aber auch Europäisierung, die Informations- und Kommunikationsre-volution und die Politik der Angleichung und Harmonisierung der EU etwa in Gestalt der vier Grundfreiheiten. All das macht Eu-ropa zu einem immer vertrauter werdenden Erfahrungsraum und stets relevanter wer-denden Erwartungshorizont für Europäer wie Nicht-Europäer. „Europe matters“ – und

zwar in allen Lebensbereichen, ob man das mag oder nicht, und das steigert die Europäi-zität der Alltagserfahrung. Ja, in Europa ist Europäisierung eine ebenso mächtige Kraft wie die Globalisierung (vgl. Fligstein/Mer-rand 2002). Da ist der Bologna-Prozess (vgl. Wolter 2006; Hettlage 2006), welcher die Bildungs- und Ausbildungswege europäi-siert. Schon davor sorgten die Erasmus- und Sokrates-Programme für Mobilität von Stu-denten und Dozenten in Europa. Gleichzeitig ist Europa schon heute neben den USA der größte Ausbilder für die Eliten aus aller Welt. Da ist die Europäisierung der Arbeits-märkte, die berufliche Migration und Be-schäftigung in verschiedenen Ländern von jungen Arbeitskräften. Da ist der Lissabon-Prozess, der den Versuch macht, Europa zur produktivsten Wirtschaftsregion und zum innovativsten Wissensraum der Welt zu ma-chen. Da ist die enorme Reisetätigkeit, sei es aus professionellen Interessen, sei es aus tou-ristischer Neugier. Europa ist zugleich „der größte Tourismusmagnet der Welt. Im Jahr 1998 kamen rund 500 Millionen Touristen nach Europa, in die USA dagegen rund 15 Millionen, nach China rund 7 Millionen, nach Indien nur rund 2 Millionen“ (Kaelble 2005: 325).

Wenn es indes um Paradigmen und Mo-delle für die Welt von morgen geht, fällt als Folge der Medien- und Sprachhegemonie das helle Licht zunächst auf die anglo-amer-ikanische Welt, ihrerseits Weltmeister in der euphemisierenden Selbstdarstellung und -ver-marktung. Der alteuropäische Kontinent zieht im grellen Scheinwerferlicht dabei stets den Kürzeren: alt, starr, verkrustet und inflexibel. Genüsslich werden die Probleme des alten Kontinents aufgezählt, wie die demografische Schrumpfung, die ökonomische Wachstums-schwäche, die hohe Arbeitslosigkeit, die Zweitklassigkeit der Bildungseinrichtungen, die niedrigen Ausgaben für Bildung und For-schung. Das ewig gleiche Resultat dieses Dis-kurses seit Jahrzehnten: Stagnation und Eu-rosklerose (Lacqueur 2005). Doch Totgesagte leben bekanntlich länger, und immer dann, wenn Europa in einer seiner periodischen Kri-sen landet, springt überraschenderweise der Motor der europäischen Dynamik (Vobruba 2005) wieder an.

3. Die europäische Gesellschaft aus der Perspektive der „Differenz“

3.1 Die Logik des Vergleichs

Bilder und Zerrbilder gehören zum Geschäft von Identitäts- und Alteritätsdiskursen. Das wird rasch deutlich, wenn wir von der Einheits- zur *Differenz*perspektive überwechseln und fünf Vergleichsfolien heranziehen. Denn auch Europa, die Europäische Union und die europäische Gesellschaft kommen ohne solche Vergleiche mit anderen Regionen und Gesellschaften nicht aus. Identität wird erst durch Differenz erfahrbar, das Vertraute durch das Fremde, das Eigene durch das Andere. Erst im europäischen Ausland stellt sich ein Bewusstsein für Europäizität ein – das ist eine Erfahrung, die jeder europäische Reisende¹ seit jeher gemacht hat.

Mit wem vergleichen sich Europäer und wie? Aus der Logik und Dynamik von Vergleichsprozessen wissen wir, dass drei Kriterien darüber entscheiden, ob und wie ein Vergleich zustande kommt: Nähe – Ferne, Ähnlichkeit – Differenz, Quantität – Qualität. Nähe/Ähnlichkeit/Quantität sind dabei positiv konnotiert, Ferne/Differenz/Qualität negativ. Man vergleicht sich vor allem mit seinesgleichen; wird hingegen der Abstand zu groß, setzt entweder dumpfe Ablehnung oder diffuse Bewunderung ein. An die Stelle kognitiv informierter Sachurteile treten häufig affektiv-moralisch getränkte Werturteile. Im ersten Fall kommt ein echter, fein ziselierter und häufig quantifizierender Vergleich zustande, auf gleicher Augenhöhe und meist in einer Beziehung friedlichen Wettbewerbs um beste Modelle und Lösungen für ähnliche und damit vergleichbare Probleme. Im zweiten Fall erfolgt ein achselzuckendes bis abschätziges und nur grobes Abgleichen, meist auf der Grundlage von sozialer Ungleichheit, die als Qualität bzw. als kulturelle Besonderheit romantisch (v)erklärt wird. Im ersten Fall kann man lernen, im zweiten Fall nur lernen, wie man es nicht machen soll.

3.2 Das „Andere“ der europäischen Gesellschaft

Wie sieht Europas Konstruktion des *Anderen* im Lichte dieser Vergleichskriterien aus? Der Einfachheit halber kann man die Himmelsrichtungen benutzen mit Ausnahme des Nordens, in dem Europa zum großen Teil selbst liegt. Im Süden liegt mit Afrika der zweite Fall vor: „Ach, Afrika“ (Grill 2003; Hauck 2003) lautet von jeher der europäische Stoßseufzer angesichts der ungeheuren Probleme und Sorgen dieses Kontinents. Fünfzig Staaten, ca. 700 Millionen Menschen, Tausende von Stämmen und Völkern werden grob und stereotyp über einen Kamm geschoren, um festzustellen, dass Afrika ein hoffnungsloser Fall ist. Das schlechte Gewissen über die eigene koloniale Gewalt in der Vergangenheit füttert die organisierte Barmherzigkeit in Gestalt von Entwicklungshilfe und periodischen Rettungsaktionen in Europa in der Gegenwart, verlängert indes die Abhängigkeit afrikanischer Staaten vom Westen in der Zukunft. Faire Handelsbedingungen, gutes Regieren, die eigenen Bodenschätze und die Auslandsguthaben der korrupten afrikanischen Eliten würden ausreichen, um diesen Kontinent zu entwickeln. Kurz: Afrika ist das Gegenbild zu Europa. Angesichts der Indifferenz überschreitet Afrika die europäische Aufmerksamkeitschwelle nur im Krisenfall: Kriege und Völkermord, Katastrophen und Hungersnöte.

Angesichts der unsicheren Grenzziehung hat der Osten Europas Phantasie, Furcht und Sorge viel stärker in Anspruch genommen als die andere und ferne Welt des Südens. Angesichts dieser erhöhten Aufmerksamkeit kam es auch zu einer differenzierten Auseinandersetzung mit dem „eigenen“ Osten, dem Nahen Osten und dem Fernen Osten. Russland galt im 19. Jahrhundert als eine besonders rigide und despotische Monarchie. Die russische Revolution setzte dem Zarenreich ein Ende, und der real existierende Sozialismus galt von 1917 bis 1989 als ernsthafte Alternative zu kapitalistischen Demokratien, wenn auch die Verbrechen des totalitären Stalinismus selbst der Begeisterung der westlichen Linken einen Dämpfer versetzten. Die friedliche Implosion der Sowjetunion

und die Beitritte osteuropäischer Länder zu NATO und EU haben die stets aus einer Mischung von Angst und Faszination gespeiste Aufmerksamkeit auf Dauer gestellt. Heute unterhält die EU mit keinem anderen Drittstaat so intensive Beziehungen wie mit der Russischen Föderation. Doch die Intensität lädt nicht zur Imitation ein. Das autoritäre Regime, die Missachtung der Menschenrechte, die enorme soziale Ungleichheit, das Gebaren der neureichen Oligarchen stoßen regelmäßig auf Kritik in Europa.

Ähnliches gilt für den instabilen Nahen Osten und den chronischen Nahostkonflikt. Obgleich die EU Israelis und Palästinenser kräftig unterstützt, hält auch sie keine Patentlösung für dieses Nullsummenspiel bereit. Der Irakkonflikt hat die EU angeblich in altes und neues Europa gespalten; im Irakkonflikt verhandelt sie ohne Erfolg. Europa ist von gut einer Milliarde Muslimen umgeben und schlägt deshalb stets moderate Töne an, um die muslimische Ehre nicht zu kränken. Diese Appeasement-Haltung hat Europa dennoch nicht vor islamistischem Terror bewahren können. Die europäische Gesellschaft ist soziologisch gesehen das Gegenbild zu islamischen religiösen Regimen, und diese Alterität wird in Europa sicherlich in Zukunft für weiteren Konfliktstoff sorgen. Ob die Aufnahme der Türkei und die Schaffung eines sogenannten „Euroislam“ (vgl. Leggewie 2004; Gerhards 2005) den „Zusammenprall der Kulturen“ (Müller 2006c) wird entschärfen können, ist ungewiss.

Nach dem Zweiten Weltkrieg erregte vor allem Japan in Europa gesteigerte Aufmerksamkeit, nahm es doch einen ähnlich rasanten Wirtschaftsaufschwung wie Deutschland. Seither beherrschte das Bild der Triade das Wirtschaftsdenken, versammelten Japan, die USA und die EU mehr als 60% der ökonomischen Globalisierung auf sich. Dem übrigen Fernen Osten, bis auf die vier kleinen Tigerstaaten, die ebenfalls ein *Wirtschaftswunder* erlebten, wurde pauschal der Status der Dritten Welt zugemessen. Das galt indes nur eingeschränkt für China als Riesenreich des kommunistischen Blocks und Indien als arme, aber erfolgreiche Demokratie. Seit knapp einem Jahrzehnt ändert sich dieses vertraute Bild dramatisch, denn China und

Indien wachsen in die Rolle von Wirtschaftsriesen, welche die Weltmarktkonkurrenz mit zwei Milliarden Menschen beleben. Viele Beobachter, darunter viele nationalstolze Chinesen, sprechen schon von einem sinischen Jahrhundert. Faszination angesichts dieser rasanten Entwicklung, aber auch die Sorge um die eigene Produktion und Arbeitsplätze in Europa beherrschen das Bild von China und Indien als neuen asiatischen *global players*. Die ökologischen und sozialen Schattenseiten dieser beschleunigten Modernisierung sorgen auch in diesem Falle dafür, dass Europa nicht von Asien lernen mag. Allerdings sorgen Leistungsmotivation, Einsatz, Tempo und Askese für Bewunderung und Befremden in Europa.

Das eigentliche *Alter Ego* Europas, der oberste Referenzrahmen und ständiges Vorbild und Zerrbild, sitzt im Westen: „Von Amerika lernen heißt siegen lernen“. Die Vereinigten Staaten sind nicht nur maßgeblich durch europäische Einwanderer aufgebaut worden und verdanken ihre Weltmachtstellung in Wissenschaft und Technik zum Großteil der jüdisch-deutschen Emigration unter dem NS-Regime. Das transatlantische Band war während des Kalten Krieges stets eng geknüpft und, wie bereits erwähnt, die USA Schutzmacht für Europa und seinen Wiederaufbau. Mit dem Erfolg der Europäischen Union gelang es indes nicht, vom Muster asymmetrischer auf symmetrische Reziprozität umzustellen. Junior- und Seniorpartner haben keine gleichberechtigten Rollenmuster für sich entdecken können. Dem stand der Supermachtstatus der USA ebenso entgegen wie das neu gewonnene Selbstbewusstsein Europas. Den Rissen in der politischen Partnerschaft entspricht eine wachsende Entfremdung in den Gesellschaftsentwürfen. Der *American way of life* hat viel von seiner Anziehungskraft eingebüßt, ja viele Europäer begegnen ihm mit wachsender Ambivalenz. Sicher: Noch immer gilt Amerika als bester Platz auf der Welt, um innerhalb einer Generation selbst reich zu werden. Die USA sind ein Vorbild in der Schaffung von dynamischem Reichtum ebenso wie in der Kreation von Arbeitsplätzen. Die Informations- und Kommunikationsrevolution ist ohne Microsoft, Apple und Google kaum

vorstellbar. Amerika hat die besten Universitäten in der Spitze und ist unerreichtes Vorbild für die armen Schwestern in Europa. Es stellt seit Jahren die meisten Nobelpreisträger. Hollywood setzt das Maß in der Filmindustrie. Und dennoch – aus Sicht vieler Europäer ist „das amerikanische Streben nach Reichtum, Größe und Überfluss – als materiellem Glückersatz – (...) ästhetisch unattraktiv und ökologisch katastrophal“ (Judt 2005: 375).² Die Liste der Kritik an der amerikanischen Lebensweise ist lang, der Tenor dürfte indes deutlich geworden sein. In den Leistungsbereichen Wirtschaft, Technologie und Wissenschaft scheint Europa bereitwillig mit den USA kooperieren zu wollen, aber das amerikanische Modell *in toto* wird wegen seiner ökologischen und sozialen Kosten abgelehnt.

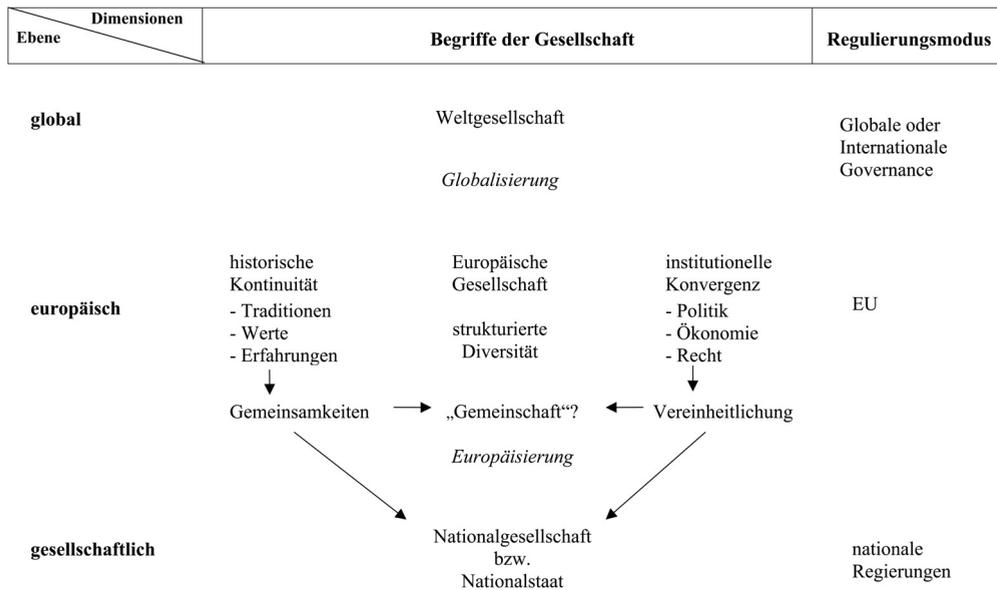
Wie die knappe Skizze aus der Differenzperspektive gezeigt hat, vergleicht sich Europa überhaupt nur innerhalb der Triade und da vor allem mit den USA. Mit dem Rest der Welt erfolgt allenfalls ein Abgleichen, um sich ein Bild vom Ausmaß der Probleme in anderen Ländern und Kontinenten der Erde zu machen und eventuell Unterstützung und Hilfe anzubieten, aber auch um ein Gefühl für die europäischen Errungenschaften zu bekommen. In Europa vergleicht man sich vor allem mit sich selbst und lernt voneinander. Das könnte man als arroganten Eurozentrismus³ kritisieren, dabei liegt es in der Logik des Vergleichs. Echte Vergleiche und Identitäts-/Differenzgewinne erfolgen nur bei kognitiven Leistungsurteilen, nicht jedoch bei affektiv-moralischen Werturteilen, selbst wenn sich diese durch die besten humanistischen Motive des Helfens auszeichnen. Die europäische Gesellschaft wird Stück für Stück durch die Fortschritte seiner eigenen nationalen Mitglieder verbessert. Diese evolutionäre Stückwerkstechnologie, die häufig an die Logik des Sich-Durchwurstelns (Popper 1965; Lindblom 1975) erinnert, hat im letzten halben Jahrhundert – der Fortschritt ist eine Schnecke – beachtliche Lernprozesse in Gang gebracht.

4. Schlussbetrachtung

Fasst man diese Überlegungen zusammen, so scheint die europäische Gesellschaft (siehe Abbildung) nicht nur eine soziologische Schimäre oder eine normative Vision zu sein – obwohl sie Letzteres durchaus auch ist. Vielmehr verkörpert sie nicht nur eine historische Erfahrungs- und Schicksalsgemeinschaft, sondern auch eine Wirtschafts-, Arbeits-, Bildungs-, Solidaritäts-, Rechts-, Religions- und Kulturgemeinschaft. Zusammengehalten und vorangetrieben wird sie durch eine politische Gemeinschaft, die Europäische Union, die, ohne selbst Staat zu sein, mehr und mehr hoheitliche Aufgaben in enger Kooperation mit den europäischen Nationalstaaten und Regionen vollbringt. Wie weit dieser Prozess schon gediehen ist, zeigt ein Blick auf den eindrucksvollen Stand der „Aufgabeneuropäisierung“ (Schmidt 2005). Zugleich hat die europäische Gesellschaft eine chamäleonartige Gestalt, halb latente, halb manifeste Tendenz, halb unsichtbar, halb sichtbar, halb empirisch erfahrung- und analytisch erfassbar, halb normativ erwünscht oder vehement abgelehnt. Die europäische Gesellschaft bietet weniger an Ordnung, Kohäsion, Integration und Solidarität (und damit „Heimat“) als die alte Nationalgesellschaft, aber deutlich mehr als der kommunikative Fluchtpunkt der Weltgesellschaft. Trotz ihrer Symbolik und ihres kollektiven Gedächtnisses vergesellschaftet sie durch Regeln und Regulationen und orientiert an sachlichen Rationalitätsstandards und pragmatischen Kompromissen als dass sie durch eine gemeinsame wertrationale Moral vergemeinschaftet und affektiv bindet. Sie riecht eher nach Schweiß denn nach Blut, ist eine Sache der Vernunft, nicht der Leidenschaft und lädt zu kognitiver, nicht emotionaler Identifikation ein. Auch darum ist sie eher ein Projekt der Eliten in Europa, während sie die Massen buchstäblich kalt lässt.

Für Nationalisten ist die Europäische Union ein neues „stahlhartes Gehäuse der Hörigkeit“ (Max Weber), eine Art von „Eurokratie“ mit Brüssel als Kommandozentrale, und die europäische Gesellschaft eine gefährliche Illusion. Für Integrationisten gleicht die

Abbildung: Die europäische Gesellschaft



Europäische Union eher einem „schöpferischen Gehäuse der Hörigkeit“ (Georg Simmel), die mit ihrem ewigen Gestalt-, Größen- und Aufgabenwandel dem lebensphilosophischen Prinzip des „Stirb und Werde“ zu folgen scheint. Die *europäische Gesellschaft* wird als natürliche Realität akzeptiert und was Grad, Ausdehnung und Durchsetzung angeht, wird nach *mehr Europa* verlangt. Nicht selten wird Europa als letzte Utopie, als erstrebenswertes Ideal und als normative Vision angesehen, die Zukunftsfähigkeit für die Menschen dieses Kontinents verheißt. Europa als Vorbild heißt dann das Streben nach Frieden, Freiheit, Wohlstand, Demokratie und Menschenrechten nicht als genuin europäisches Privileg, sondern als kosmopolitisches Programm. Kurz: Das kosmopolitische Europa (Beck/Grande 2004).

Soziologisch gilt dennoch: „L’Europe est un objet non identifié.“ Was Jacques Delors für das politische Europa feststellte, könnte auch für die europäische Gesellschaft gelten: „L’Europe forme une société non identifiée.“ Vielleicht ist die europäische Gesellschaft noch nicht *identifiziert* – soziologisch gewendet noch nicht theoretisiert, systematisiert und analysiert. Das bedeutet indes keineswegs, dass es sie nicht gibt. Die wichtig-

sten Stichworte zur Charakterisierung der europäischen Gesellschaft lauten systematisch: Strukturierte Diversität als Leitmotiv, die Dialektik von Einheit und Differenz als Motor, die kulturellen Traditionen und Werte Europas ebenso wie seine historischen Erfahrungen im 20. Jahrhundert, die Kunst der Separation und die Logik institutioneller Differenzierung, die institutionelle Konfiguration und die Institutionen selbst als ihr Ergebnis. Die evolutionäre Dynamik Europas folgt keinem groß angelegten und von langer Hand geplanten ideellen Entwurf. Seine Verfasstheit ist vielmehr Folge kollektiver Lernprozesse. Vielleicht ist ja das Geheimnis Europas, dass die europäische Gesellschaft selbst ein Nebenprodukt des fortschreitenden Integrationsprozesses ist: von keinem geplant, von einigen gewünscht, von anderen umso vehementer abgelehnt.

Auf jeden Fall ergibt sich eine Reihe von wichtigen Fragestellungen für die soziologische Europaforschung (Bach 2000; Hradil/Immerfall 1997), die erst mit gehöriger Verspätung zu den Mitstreitern in der „Europawissenschaft“ (Schuppert/Pernice/Halterm 2005) hinzugestoßen ist:

1. Was sind die Grenzen der „strukturierten Diversität“? Wann ist der kritische Punkt

(vgl. Bartolini 2005) erreicht, ab der die grenzenlose Erweiterung der Europäischen Union einmündet in die „Katallaxie“ (Hayek) des Weltmarktes, wie sie liberale Globalisierungsbefürworter fordern? Was heißt dann noch „europäisch“, was „Gesellschaft“? (Bach 2006)

2. Wie entwickelt sich das Wechselspiel zwischen europäischer und nationalstaatlicher Ebene in verschiedenen Gesellschafts- und Politikfeldern Europas? Welche Konvergenzprozesse (Delhey 2003) lassen sich ausmachen und wie entsteht immer wieder strukturierte Diversität durch divergente Implementationsprozesse?

3. Wie lassen sich die drei Ebenen von Weltgesellschaft, europäischer Gesellschaft und nationaler Gesellschaft genauer umreißen und analytisch durchdringen? Welche Mechanismen und Prozesse sind am Werk, wenn man die Dynamik von Globalisierung, Europäisierung und (Re-)Nationalisierung beobachtet?

4. Wie sieht die Sozialstruktur des neuen Europas aus und welche „cleavage“- und Ungleichheitsstrukturen (Heidenreich 2006; Mau 2006) ergeben sich in diesem neuartigen transnationalen Raum? Wie lässt sich das Verhältnis von territorialen und sozialen Ungleichheiten bestimmen? Wie kann man Schichtungs- und Mobilitätsprozesse im transnationalen Raum Europas bestimmen? Ließe sich die Entstehung einer europäischen Klassengesellschaft vorstellen?

5. Welche Rückwirkungen hat die transnationale Integration auf die nationalstaatliche Integration? Gibt es „trade-offs“ zwischen transnationaler Integration und nationaler Desintegration? (vgl. Bach/Lahusen/Vobruba 2006; Beckert et al. 2004; Münch 2001)

6. Wie wird die soziale Konstruktion eines europäischen Arbeitsmarktes aussehen, wenn die vier Grundfreiheiten vollends realisiert sind? Wie lassen sich die Muster transnationaler Mobilität innerhalb und nach Europa (Verwiebe 2004) fassen?

7. Welche Rolle spielen Gewerkschaften und andere kollektive Akteure in der Regulierung und Ausgestaltung von Arbeitsverhältnissen in Europa?

8. Welche supranational oder intergouvernemental ausgehandelten Instrumente wer-

den entwickelt, um der negativen Integration durch die Wirtschafts- und Währungsunion eine positive Integration durch eine soziale Dimension der europäischen Gesellschaft an die Seite zu stellen? Welche Rolle spielt das „europäische Sozialmodell“ (Kaelble/Schmid 2005; Alber 2006) und wie werden sich die unterschiedlichen Typen europäischer Wohlfahrtsstaaten (Esping-Anderson 1990, 1999; Scharpf/Schmidt 2000) weiter entwickeln? Welche Funktion könnte die Konstruktion von „European citizenship“ (Eder/Giesen 2001; Mackert/Müller 2007) übernehmen?

9. Wie wird der europäische Bildungsraum im Zuge des Bologna-Prozesses weiter gestaltet und wie steht es um die Chancen, die Lissabon-Strategie zur Kreation eines potenten wissensbasierten Wirtschaftsraums zu realisieren?

10. Welche Rolle spielt die „europäische Öffentlichkeit“ in der Bewusstseinsbildung und Formung eines „europäischen Kollektivbewußtseins“ (Durkheim) (Eder 2006; Trenz 2006)? Wie steht es um die Religion in Europa (Kallscheuer 1996)? Dieser Dekalog umschreibt einige der zentralen Fragen, der sich die soziologische Europafor-schung in Zukunft stellen muss.

Anmerkungen

- 1 Umberto Eco hat dieses Phänomen auf den Punkt gebracht: In Italien fühle er sich als Mailänder, in London als Italiener und in New York als Europäer (zit. nach Frevert 2003: 23).
- 2 Denn die amerikanischen 5% an der Weltbevölkerung zeichnen für 25% des jährlichen Ausstoßes an Treibhausgasen verantwortlich. Jeder Amerikaner belastet jährlich die Erdatmosphäre mit 20 Tonnen Kohlendioxid, ein Europäer hingegen nur mit 9 Tonnen (vgl. Garton Ash 2004). Bellizismus versus Pazifismus, Uni- versus Multilateralismus, reine versus soziale Marktwirtschaft bezeichnen einige weitere Unterschiede, die für eine Kluft zwischen neuer und alter Welt sorgen. Die soziale Ungleichheit und der Abstand zwischen Reichtum und Armut lehnt das europäische Egalitätsverständnis ebenfalls ab. Betrug die Differenz im Einkommen zwischen Manager und Arbeiter 1980 in den USA 40:1, so liegt

sie heute bei 475:1, und diese Differenz wäre wesentlich höher, wenn man nicht nur Einkommen, sondern Vermögen mit einrechnen würde. Zum Vergleich: In Großbritannien beträgt sie 24:1, in Schweden 13:1. Die USA haben die teuerste und beste Gesundheitsversorgung der Welt, aber 45 Millionen Amerikaner können sich keine Krankenversicherung leisten. Die besten Universitäten koexistieren mit einem Schulsystem, in dem kaum noch die zivilisatorischen Grundlagen von Rechnen, Lesen und Schreiben vermittelt werden. Das amerikanische Fernsehen kann man nur als kommerziell organisierte Verdummungs- und Desinformationsmaschine bezeichnen, sodass Amerikaner zu den am schlechtesten informierten Menschen in der OECD-Welt über die Zustände in der ganzen Welt zählen dürften.

- 3 Die Eigenart und Einzigartigkeit wie Selbstreferenzialität des Modells von europäischer Gesellschaft haben nichts mit Superiorität zu tun, weshalb die europäische Zivilisation etwa dem Rest der Welt überlegen sein soll, eine Auffassung, die im 19. Jahrhundert durchaus in Europa (vgl. Osterhammel 1998) anzutreffen war. Ebenso wenig sollte man dahinter Eurozentrismus als eine Variante des Ethnozentrismus vermuten. „Ethnozentrismus ist die mutmaßlich in allen Gesellschaften anzutreffende Grundüberzeugung, dass die eigene Lebensform allen anderen überlegen ist. Der Eurozentrismus teilt diese Überzeugung, unterscheidet sich aber von anderen Ethnozentrismen dadurch, dass er zum einen die Überlegenheit der eigenen Lebensform inhaltlich begründet sieht in einer – instrumentalistisch verstandenen – *wissenschaftlichen Vernunft* und dass er zum anderen sowohl den Willen als auch die Machtmittel entwickelt hat, die ganze Welt nicht nur zu unterwerfen, sondern *nach seinem Bilde zu formen*“ (Hauck 2003: 14). Am Beginn des 21. Jahrhunderts haben Europa, die Europäische Union und die europäische Gesellschaft weder den Willen noch die Machtmittel zu einem imperialen Projekt. Wenn, dann ist diese Mission auf die Vereinigten Staaten von Amerika übergegangen. „Denn das europäische Integrationsprojekt der letzten fünfzig Jahre zielt (...) nicht nach außen, sondern nach innen. Es will nicht, im Sinne eines Eurozentrismus älterer Prägung, der Welt seinen Stempel aufdrücken, sondern beschäftigt sich mit sich selbst. Es markiert einen introvertierten, keinen extrovertierten Prozess“ (Frevort 2003: 18f.).

Literatur

- Alber, Jens (2006): Das europäische Sozialmodell. In: Leviathan 34, S. 208-241.
- Alber, Jens/Jürgen Kohl (2001): Arbeitsmarkt und Sozialstaat. Wiesbaden: Verlag Chmieleorz.
- Alber, Jens/Wolfgang Merkel (Hrsg.) (2006): Europas Osterweiterung: Das Ende der Vertiefung? WZB-Jahrbuch 2005. Berlin: sigma.
- Anderson, Benedict (2003): Imagined Communities: Reflections on the Origin and Spread of Nationalism. London: Verso.
- Anderson, Malcolm/Eberhard Bort (2001): The Frontiers of the European Union. London/New York: Palgrave.
- Bach, Maurizio (Hrsg.) (2000): Die Europäisierung nationaler Gesellschaften. Sonderheft 40 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Bach, Maurizio (2006): Marktintegration ohne Sozialintegration. Zur Krise des europäischen Gesellschaftsmodells. In: Robert Hettlage/Hans-Peter Müller (Hrsg.), Die europäische Gesellschaft. Konstanz: UVK, S. 175-196.
- Bach, Maurizio/Christian Lahusen/Georg Vobruba (Hrsg.) (2006): Europe in Motion. Social Dynamics and Political Institutions in an Enlarging Europe. Berlin: sigma.
- Bartolini, Stefano (2005): Restructuring Europe. Centre Formation, System Building and Political Structuring between Nation-state and the European Union. Oxford: Oxford University Press.
- Beck, Ulrich/Edgar Grande (2004): Das kosmopolitische Europa. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Beckert, Jens/Julia Eckert/Martin Kohli/Wolfgang Streeck (Hrsg.) (2004): Transnationale Solidarität. Chancen und Grenzen. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Beisheim, Marianne/Sabine Dreher/Gregor Walter/Bernhard Zangl/Michael Zürn (1999): Im Zeitalter der Globalisierung? Thesen und Daten zur gesellschaftlichen und politischen Denationalisierung. Baden-Baden: Nomos.
- Berman, Harold (1991): Recht und Revolution. Die Bildung der westlichen Rechtstradition. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bogdandy, Armion von (2001): Beobachtungen zur Wissenschaft vom Europarecht. In: Der Staat 40, S. 3-43.
- Borgolte, Michael (2005): Wie Europa seine Vielfalt fand. In: Hans Joas/Klaus Wiegandt (Hrsg.), Die kulturellen Werte Europas. Frankfurt a.M.: Fischer, S. 117-163.

- Bornschieer, Volker (2000): *State Building in Europe. The Revitalization of Western European Integration*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Brague, Rémi (1993): *Europa: eine exzentrische Identität*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Calhoun, Craig (2003): *The Democratic Integration of Europe: Interests, Identity, and the Public Sphere*. <http://www.eurozine.com/articles/2004-06-21-calhoun-en.html>
- Christiansen, Thomas (2001): *The Social Construction of Europe*. London: Sage.
- Crouch, Colin (1999): *Social Change in Western Europe*. Oxford: Oxford University Press.
- Dahrendorf, Ralf (1965): *Gesellschaft und Demokratie in Deutschland*. München: Piper.
- Delanty, Gerard (1995): *Inventing Europe: Idea, Identity, Reality*. Basingstoke/Hampshire: Macmillan.
- Delhey, Jan (2003): *Europäische Integration, Modernisierung und Konvergenz. Zum Einfluss der EU auf die Konvergenz der Mitgliedsländer*. In: *Berliner Journal für Soziologie* 12, S. 565-584.
- Derrida, Jacques/Jürgen Habermas (2004): *Philosophie in Zeiten des Terrors*. Berlin: Philo Verlag.
- Durkheim, Emile (1988): *Über soziale Arbeitsteilung. Eine Studie über die Organisation höherer Gesellschaften*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Eder, Klaus (2006): *Transnationale Kommunikationsräume und die Entstehung einer europäischen Gesellschaft*. In: Robert Hettlage/Hans-Peter Müller (Hrsg.), *Die europäische Gesellschaft*. Konstanz: UVK, S. 155-174.
- Eder, Klaus/Bernd Giesen (2001): *Introduction: An Avenue for the Social Integration of Europe*. In: Klaus Eder/Bernd Giesen (Hrsg.), *European Citizenship between National Legacies and Postnational Projects*. New York: Oxford University Press, S. 1-13.
- Eisenstadt, Shmuel N. (Hrsg.) (2002): *Multiple Modernities*. New Brunswick/London: Transaction Publishers.
- Eisenstadt, Shmuel N. (2005): *Die Moderne*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Esping-Andersen, Gøsta (1990): *The Three Worlds of Welfare Capitalism*. Princeton: Princeton University Press.
- Esping-Andersen, Gøsta (1999): *Social Foundations of Post-industrial Economies*. Oxford: Oxford University Press.
- Europäische Gemeinschaften/Kommission (1998): *Social Portrait of Europe*. Luxemburg: Office for Official Publications of the European Communities.
- Europäische Kommission (2005): *Europa in Zahlen und Fakten*. Berlin: Europäische Kommission, Vertretung in Deutschland.
- Fligstein, Neil/Alec Stone Sweet (2002): *Constructing Politics and Markets: An Institutional Account of European Integration*. *American Journal of Sociology* 107, S. 1206-1244.
- Fligstein, Neil/Frederic Merand (2002): *Globalization or Europeanization? Evidence on the European Economy since 1980*. In: *Acta Sociologica* 45, S. 7-23.
- Flora, Peter (2000): *Externe Grenzbildung und interne Strukturierung – Europa und seine Nationen*. In: *Berliner Journal für Soziologie* 10, S. 151-167.
- Foerster, Rolf Helmut (Hrsg.) (1963): *Die Idee Europa 1300-1946. Quellen zur Geschichte der politischen Einigung*. München: Deutscher Taschenbuch-Verlag.
- Frevort, Ute (2003): *Eurovisionen. Ansichten guter Europäer im 19. und 20. Jahrhundert*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Fuhrmann, Manfred (2004): *Der europäische Bildungskanon*. Frankfurt a.M.: Insel Verlag.
- Furet, François (1996): *Das Ende der Illusion. Der Kommunismus im 20. Jahrhundert*. München/Zürich: Piper.
- Garton Ash, Timothy (1993): *Im Namen Europas. Deutschland und der geteilte Kontinent*. Wien: Hanser.
- Garton Ash, Timothy (2004): *Freie Welt. Europa, Amerika und die Chancen der Krise*. München: Hanser Verlag.
- Gerhards, Jürgen (2005): *Kulturelle Unterschiede in der Europäischen Union*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Gerhards, Jürgen/Jörg Rössel (1999): *Zur Transnationalisierung der Gesellschaft der Bundesrepublik. Entwicklungen, Ursachen und mögliche Folgen für die europäische Integration*. *Zeitschrift für Soziologie* 28, S. 325-344.
- Giddens, Anthony (1985): *The Nation State and Violence*. Cambridge: Polity Press.
- Giddens, Anthony (1990): *The Consequences of Modernity*. Cambridge: Polity Press.
- Giner, Salvador (2006): *Die europäische Gesellschaft in der soziologischen Theorie*. In: Robert Hettlage (Hrsg.), *Die europäische Gesellschaft*. Konstanz: UVK, S. 63-86.
- Goddard, Victoria A./Joseph R. Llobera/Chris Shore (Hrsg.) (1994): *The Anthropology of Europe. Identity and Boundaries in Conflict*. Oxford/Providence: berg.
- Grill, Bartholomäus (2003): *Ach Afrika. Berichte aus dem Inneren eines Kontinents*. Berlin: Siedler Verlag.

- Guéhenno, Jean-Marie (1998): *European Integration: The End of Politics or the Rebirth of Democracy*. <http://www.hgdoe.de/pol/guehenn.htm>
- Haas, Ernst B. (1958): *The Uniting of Europe*. Stanford: Stanford University Press.
- Habermas, Jürgen (1981): *Die Theorie des kommunikativen Handelns*. 2 Bde. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen (1985): *Der philosophische Diskurs der Moderne*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hauck, Gerhard (2003): *Die Gesellschaftstheorie und ihr Anderes: Wider den Ethnozentrismus der Sozialwissenschaften*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Heidenreich, Martin (Hrsg.) (2006): *Die Europäisierung sozialer Ungleichheit*. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Hettlage, Robert/Hans-Peter Müller (Hrsg.) (2006): *Die europäische Gesellschaft*. Konstanz: UVK.
- Hobsbawm, Eric (2004): *Das Zeitalter der Extreme*. München: Hanser.
- Hradil, Stefan (1987): *Sozialstrukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft*. Opladen: Leske + Budrich.
- Hradil, Stefan/Stefan Immerfall (Hrsg.) (1997): *Die westeuropäischen Gesellschaften im Vergleich*. Opladen: Leske + Budrich.
- Jachtenfuchs, Markus/Beate Kohler-Koch (Hrsg.) (2003): *Europäische Integration*. Opladen: Leske + Budrich.
- Immerfall, Stefan (2000): *Fragestellungen einer Soziologie der europäischen Integration*. In: Maurizio Bach (Hrsg.), *Die Europäisierung nationaler Gesellschaften*. Sonderheft 40 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 481-503.
- Joas, Hans (2005): *Die kulturellen Werte Europas. Eine Einleitung*. In: Hans Joas/Klaus Wiegandt (Hrsg.), *Die kulturellen Werte Europas*. Frankfurt a.M.: Fischer, S. 11-39.
- Joas, Hans/Klaus Wiegandt (Hrsg.) (2005): *Die kulturellen Werte Europas*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Joas, Hans/Christof Mandry (2005): *Europa als Werte- und Kulturgemeinschaft*. In: Gunnar Folke Schuppert/Ingolf Pernice/Ulrich Haltern (Hrsg.), *Europawissenschaft*. Baden-Baden: Nomos, S. 541-572.
- Judt, Tony (2005): *Europa gegen Amerika. Entsteht die neue Supermacht in der Alten Welt?* In: *Merkur* 51, S. 375-387.
- Kaelble, Hartmut (1987): *Auf dem Weg zu einer europäischen Gesellschaft. Eine Sozialgeschichte Westeuropas 1880-1980*. München: Beck.
- Kaelble, Hartmut (1997): *Europäische Vielfalt und der Weg zu einer europäischen Gesellschaft*. In: Stefan Hradil/Stefan Immerfall (Hrsg.), *Die westeuropäischen Gesellschaften im Vergleich*. Opladen: Leske + Budrich, S. 27-68.
- Kaelble, Hartmut (2005): *Eine europäische Gesellschaft?* In: Gunnar Folke Schuppert/Ingolf Pernice/Ulrich Haltern (Hrsg.), *Europawissenschaften*. Baden-Baden: Nomos, S. 299-330.
- Kaelble, Hartmut/Günther Schmidt (Hrsg.) (2004): *Das europäische Sozialmodell*. WZB Jahrbuch 2004. Berlin: sigma.
- Kallscheuer, Otto (Hrsg.) (1996): *Das Europa der Religionen*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Kohler-Koch, Beate (Hrsg.) (1998): *Regieren in entgrenzten Räumen*. Sonderheft 29 der Politischen Vierteljahresschrift. Opladen: Leske + Budrich.
- Kohli, Martin (2000): *The Battlegrounds of European Identity*. In: *European Societies* 2, S. 113-137.
- Koselleck, Rainer (1979): *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Kupchan, Charles (2003): *Die europäische Herausforderung. Vom Ende der Vorherrschaft Amerikas*. Berlin: Rowohlt.
- Lacqueur, Walter (2005): *Europa im 21. Jahrhundert*. In: *Merkur* 59, S. 653-666.
- Landfried, Christine (2004): *Das politische Europa. Differenz als Potenzial der Europäischen Union*. Baden-Baden: Nomos.
- Laslett, Peter (1988): *Verlorene Lebenswelten*. Wien: Böhlau.
- Leggewie, Claus (Hrsg.) (2004): *Die Türkei und Europa*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Le Goff, Jacques (2004): *Die Geburt Europas im Mittelalter*. Darmstadt: Primus Verlag.
- Leibfried, Stephan/Paul Pierson (Hrsg.) (1998): *Standort Europa: Sozialpolitik zwischen Nationalstaat und Europäischer Integration*. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Lepsius, Mario Rainer (1990): *Interessen, Ideen und Institutionen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Lepsius, Mario Rainer (2006): *Identitätsstiftung durch eine europäische Verfassung*. In: Robert Hettlage/Hans-Peter Müller (Hrsg.), *Die europäische Gesellschaft*. Konstanz: UVK, S. 109-130.
- Lindblom, Charles E. (1975): *Inkrementalismus: Die Lehre des „Sich-Durchwurstelns“*. In: Wolf-Dieter Narr/Claus Offe (Hrsg.), *Wohlfahrtsstaat und Massenloyalität*. Köln: Kiepenheuer & Witsch, S. 161-177.
- Lockwood, David (1970): *Soziale Integration und Systemintegration*. In: Wolfgang Zapf (Hrsg.),

- Theorien des sozialen Wandels. Köln: Kiepenheuer & Witsch, S. 124-137.
- Loth, Wilfried (Hrsg.) (2005): Europäische Gesellschaft. Grundlagen und Perspektiven. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Lovejoy, Arthur O. (1953): *The Great Chain of Being*. Cambridge: Harvard University Press.
- Luhmann, Niklas (1997): *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. 2 Bde. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Lützel, Paul Michael (1998): *Die Schriftsteller und Europa. Von der Romantik bis zur Gegenwart*. Baden-Baden: Nomos.
- Mackert, Jürgen/Hans-Peter Müller (Hrsg.) (2007): *Moderne (Staats)Bürgerschaft. Nationale Staatsbürgerschaft und die Debatten der Citizenship Studies*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (i.E.).
- Maddison, Angus (1995): *Monitoring the World Economy 1820-1992*. Paris: OECD.
- Maier, Christian (2005): Die griechisch-römische Tradition. In: Hans Joas/Klaus Wiegandt (Hrsg.), *Die kulturellen Werte Europas*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 93-116.
- Marks, Gary/Fritz W. Scharpf/Philippe C. Schmitter/Wolfgang Streeck (Hrsg.) (1999): *Governance in the European Union*. London: Sage.
- Marx, Karl/Friedrich Engels (1956): *Das Kommunistische Manifest*. In: Marx-Engels-Werke, Bd. 4. Berlin: Dietz Verlag.
- Marx, Karl/Friedrich Engels (1972) [1852]: *Der 18. Brumaire des Louis Bonaparte*. In: Marx-Engels-Werke, Bd. 8. Berlin: Dietz Verlag.
- Mau, Steffen (2006): Soziale Ungleichheit in der Europäischen Union. Perspektiven und Befunde. In: Robert Hettlage/Hans-Peter Müller (Hrsg.), *Die europäische Gesellschaft*. Konstanz: UVK, S. 223-248.
- Mazower, Mark (2002): *Der dunkle Kontinent. Europa im 20. Jahrhundert*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Meyer, John W. (2005): *Weltkultur*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Milward, Alan S. (1994): *The European Rescue of the Nation-State*. London: Routledge.
- Mitterauer, Michael (2003): *Warum Europa? Mittelalterliche Grundlagen eines Sonderwegs*. München: Beck.
- Mitterauer, Michael/Reinhard Sieder (1977): *Vom Patriarchat zur Partnerschaft*. München: Beck.
- Mongardini, Carlo (Hrsg.) (2001): *La nascita di una coscienza europea*. Rom: Bulzoni.
- Moravcsik, Andrew (1998): *The Choice for Europe. Social Purpose and State Power from Messina to Maastricht*. New York: Cornell University Press.
- Müller, Hans-Peter (1993): *Sozialstruktur und Lebensstile*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Müller, Hans-Peter (1997): *Spiel ohne Grenzen*. In: Karl-Heinz Bohrer/Kurt Scheel (Hrsg.), *Kapitalismus als Schicksal? Zur Politik der Entgrenzung*. Sonderheft Merkur 51, 9/10. Stuttgart: Klett-Cotta. S. 805-820.
- Müller, Hans-Peter (2006a): *Europäischer Kapitalismus?* In: Robert Hettlage/Hans-Peter Müller (Hrsg.), *Die europäische Gesellschaft*. Konstanz: UVK, S. 249-272.
- Müller, Hans-Peter (2006b): *World Systems Theory*. In: Austin Harrington/Barbara Marshall/Hans-Peter Müller (Hrsg.), *Encyclopedia of Social Theory*. London/New York: Routledge, S. 683-685.
- Müller, Hans-Peter (2006c): *Terror und Gewalt. Anmerkungen zum „Kampf der Kulturen“*. In: Freia Anders/Ingrid Gilder-Holtey (Hrsg.), *Herausforderungen des staatlichen Gewaltmonopols*. Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 112-132.
- Müller, Hans-Peter/Michael Schmid (Hrsg.) (1995): *Sozialer Wandel. Modellbildung und theoretische Ansätze*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Münch, Richard (1993): *Das Projekt Europa. Zwischen Nationalstaat, regionaler Autonomie und Weltgesellschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Münch, Richard (2001): *Offene Räume. Soziale Integration diesseits und jenseits des Nationalstaats*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Münkler, Herfried (1991): *Europa als politische Idee. Ideengeschichtliche Facetten des Europabegriffs und deren aktuelle Bedeutung*. In: *Leviathan* 19, S. 521-541.
- Münkler, Herfried (2005): *Imperien*. Berlin: Rowohlt.
- Offe, Claus (2001): *Gibt es eine europäische Gesellschaft? Kann es sie geben?* In: *Blätter für deutsche und internationale Politik* 4, S. 423-435.
- Osterhammel, Jürgen (1998): *Die Entzauberung Asiens. Europa und die asiatischen Reiche im 18. Jahrhundert*. München: Beck.
- Parsons, Talcott (1975): *Gesellschaften*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Popper, Karl R. (1965): *Das Elend des Historizismus*. Tübingen: Mohr.
- Rehberg, Karl-Siebert (2006): *Europäische Vielfalt als Schicksal und Chance. Institutionelle Spannungen und Rationalitätswänge*. In: Robert Hettlage/Hans-Peter Müller (Hrsg.), *Die europäische Gesellschaft*. Konstanz: UVK, S. 131-154.
- Reinhard, Wolfgang (2004): *Lebensformen Europas. Eine historische Kulturanthropologie*. München: Beck.

- Rifkin, Jeremy (2005): *Der europäische Traum. Die Vision einer leisen Supermacht.* Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Rokkan, Stein (2000): *Staat, Nation und Demokratie in Europa. Die Theorie Stein Rokkans aus seinen gesammelten Werken, rekonstruiert und eingeleitet von Peter Flora.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Rosenbaum, Heidi (1982): *Formen der Familie.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Rougemont, Denis de (1962): *Europa. Vom Mythos zur Wirklichkeit.* München: Beck.
- Sandholtz, Wayne/Alec Stone Sweet (Hrsg.) (1998): *European Integration and Supranational Governance.* Oxford: Oxford University Press.
- Scharpf, Fritz W. (1999): *Regieren in Europa. Effektiv und demokratisch?* Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Scharpf, Fritz W./Vivien A. Schmidt (2000): *Welfare and Work in the Open Economy.* Oxford: Oxford University Press.
- Schivelbusch, Wolfgang (2003): *Die Kultur der Niederlage.* Frankfurt a.M.: Fischer.
- Schluchter, Wolfgang (2005): *Rationalität – Das Spezifikum Europas?* In: Hans Joas/Klaus Wiegandt (Hrsg.), *Die kulturellen Werte Europas.* Frankfurt a.M.: Fischer, S. 237-264.
- Schmid, Josef (2002): *Wohlfahrtsstaaten im Vergleich.* Opladen: Leske + Budrich.
- Schmidt, Manfred G. (2005): *Aufgabeneuropäisierung.* In: Gunnar Folke Schuppert/Ingolf Pernice/Ulrich Haltern (Hrsg.), *Europawissenschaft.* Baden Baden: Nomos, S. 129-146.
- Schmitter, Philippe C. (1996): *Examining the Present Euro-polity with the Help of Past Theories.* In: Gary Marks/Fritz W Scharpf/ Philippe C. Schmitter/Wolfgang Streeck, *Governance in the European Union.* London: Sage, S. 1-14.
- Schmitter, Philippe C./Alexander Treschel (2004): *The Future of Democracy in Europe: Trends, Analyses and Reforms.* Straßburg: Council of Europe Publications.
- Schulze, Gerhard (2000): *Die Erlebnisgesellschaft.* Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Schulze, Hagen (2004): *Staat und Nation in der europäischen Geschichte.* München: Beck.
- Schuppert, Gunnar Folke/Ingolf Pernice/Ulrich Haltern (Hrsg.) (2005): *Europawissenschaft.* Baden-Baden: Nomos.
- Schwinn, Thomas (Hrsg.) (2006): *Die Vielfalt und Einheit der Moderne.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Seibt, Ferdinand (2002): *Die Begründung Europas. Ein Zwischenbericht über die letzten tausend Jahre.* Frankfurt a.M.: Fischer.
- Simmel, Georg (1992) [1907]: *Soziologie. Untersuchung über die Formen der Vergesellschaftung.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Stichweh, Rudolf (2000): *Die Weltgesellschaft.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Streeck, Wolfgang (Hrsg.) (1998): *Internationale Wirtschaft, nationale Demokratie. Herausforderungen für die Demokratietheorie.* Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Szücs, Jenő (1994): *Die drei historischen Regionen Europas.* Frankfurt a.M.: Verlag Neue Kritik.
- Taylor, Charles (1996): *Quellen des Selbst.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Therborn, Göran (1995): *European Modernity and Beyond.* London: Sage.
- Tocqueville, Alexis de (1987): *Über die Demokratie in America.* Zürich: Manesse.
- Tönnies, Ferdinand (1991): *Gemeinschaft und Gesellschaft.* Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Toulmin, Stephan E. (1994): *Kosmopolis.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Trenz, Hans-Jörg (2006): *Europäische Öffentlichkeit als Selbstbeschreibungshorizont der europäischen Gesellschaft.* In: Robert Hettlage/Hans-Peter Müller (Hrsg.), *Die europäische Gesellschaft.* Konstanz: UVK, S. 273-298.
- Tsoukalis, Loukas (1997): *The New European Economy Revisited.* Oxford: Oxford University Press.
- Verwiebe, Roland (2004): *Transnationale Mobilität innerhalb Europas: Eine Studie zu den sozialstrukturellen Effekten der Europäisierung.* Berlin: sigma.
- Vester, Michael (2000): *Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Viehoff, Reinhold/Rien T.Segers (Hrsg.) (1999): *Kultur, Identität, Europa: Über die Schwierigkeiten und Möglichkeiten einer Konstruktion.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Villain-Gandossi, Christiane (2002): *L'Europe à la recherche de son identité.* Paris: Éditions du CTHS.
- Vobruba, Georg (2005): *Die Dynamik Europas.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Wagner, Gerhard (2005): *Projekt Europa. Die Konstruktion europäischer Identität zwischen Nationalismus und Weltgesellschaft.* Berlin: Philo.
- Wagner, Peter (1990): *Sozialwissenschaften und Staat.* Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Wagner, Peter (2005): *Hat Europa eine kulturelle Identität?* In: Hans Joas/Klaus Wiegandt (Hrsg.), *Die kulturellen Werte Europas.* Frankfurt a.M.: Fischer, S. 494-512.
- Wallerstein, Immanuel (1986): *Das moderne Welt-system. Die Anfänge kapitalistischer Landwirt-*

- schaft und die europäische Weltökonomie im 16. Jahrhundert. Frankfurt a.M.: Syndikat.
- Weber, Max (1972a): *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie.* Tübingen: Mohr.
- Weber, Max (1972b): *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie. Bd. I.* Tübingen: Mohr.
- Weiler, Joseph H. H. (1999): *The Constitution of Europe. Do the New Clothes Have an Emperor? And Other Essays on European Integration.* Cambridge: Cambridge University Press.
- Wittrock, Björn (2000): *Modernity: One, None, or Many? European Origins and Modernity or a Global Condition.* In: *Daedalus* 129, S. 39-59.
- Wolter, André (2006): *Auf dem Weg zu einem Europäischen Hochschulraum?* In: Robert Hettlage/Hans-Peter Müller (Hrsg.), *Die europäische Gesellschaft.* Konstanz: UVK, S. 299-324.
- Zielonka, Jan (Hrsg.) (2004): *Europe Unbound. Enlarging and Reshaping the Boundaries of the European Union.* London: Routledge.
- Zingerle, Arnold (2006): *Das kulturelle Gedächtnis Europas.* In: Robert Hettlage/Hans-Peter Müller (Hrsg.), *Die europäische Gesellschaft.* Konstanz: UVK, S. 87-108.
- Zürn, Michael (1998): *Regieren jenseits des Nationalstaates. Globalisierung und Denationalisierung als Chance.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp.